

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

HERAUSG.: JOACHIM GÜNTHER · RUDOLF HARTUNG

Heft **51**

O K T. 1 9 5 8

VERLAGSORT GÜTERSLOH

I N H A L T

Gerd Gaiser Das Rad in Sghemboli · **Hans Lodeizen** Gedichte · **Ernst Jünger** Provokation und Replik · **Günther Busch** Im Brennspeigel · **Ernesto Grassi** Das Problem des Erotischen bei Casanova · **Peter Heller** Unterschiede in der Denkart amerikanischer und deutscher Intellektueller · **Herbert Fritzsche** Ist die Unfehlbarkeit Darwins wirklich gesichert? · **R. H.** Nach dem Tauwetter kam der Frost · **Franz Kreuzer** Der Kampf um Privilegien · **Besprechungen**

C. B E R T E L S M A N N

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

Heft 51 – Oktober 1958

Gerd Gaiser: Das Rad in Sghemboli	577
Hans Lodeizen: Gedichte	594
Ernst Jünger: Provokation und Replik	598
Günther Busch: Im Brennspiegel	606
Ernesto Grassi: Das Problem des Erotischen bei Casanova	607

BLICK IN DIE ZEIT

Peter Heller: Unterschiede in der Denkart amerikanischer und deutscher Intellektueller	620
Herbert Fritsche: Ist die Unfehlbarkeit Darwins wirklich gesichert?	633

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Nach dem Tauwetter kam der Frost	639
Wieland Schmied: Thomas Bernhard / Auf der Erde und in der Hölle / In hora mortis / Unter dem Eisen des Mondes	641
Dieter Hoffmann: Theamaria Lenz / Kinder dichten	642
Franz Tümler: Karl Bjarnhof / Das gute Licht / Frühe Dämmerung	643
Hellmut Jaesrich: Bruno E. Werner / Die Göttin	644
Robert Lund: Douglas Kiker / Abschied von Dixieland	646
Kay Hoff: Patrick White / Zur Ruhe kam der Baum des Menschen nie	647
Helmut Olles: Freiheit jenseits des Gitters – Die Äbtissin Laurentia und George Bernard Shaw	648
Rudolf Hartung: Hans Hennecke / Kritik. Gesammelte Essays	649
Hans Magnus Enzenberger: Walter Jens / Statt einer Literaturgeschichte	651
Joachim Günther: Karl Schlechta / Der Fall Nietzsche	652
Herbert Nette: Lutz Mackensen / Die deutsche Sprache unserer Zeit	654
Herbert Stegemann: Charles Wassermann / Tagebuch der Freiheit / Unter polnischer Verwaltung	655
Detlef C. Kochan: Carl Joachim Friedrich / Totalitäre Diktatur	656

FORUM

Franz Kreuzer: Der Kampf um Privilegien	657
K. G. S.: Bibliographie romanischer Zeitschriften	661
Horst Bienek: Antwort an Wieland Schmied	662
Notizen	664

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM (zuzüglich Zustellgebühr); einzeln 3,50 DM; für Studenten im Abonnement 2,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany

Unten lag Laimagur. Hinauf nach Sghemboli gab es einen einzigen Weg, der kaum verdiente, so zu heißen. Nicht einmal der Ansatz dieses Wegs trug den Namen von Sghemboli. Die Spur, von den Frauen aus Sghemboli getreten, stieg steil hinter dem Häusergewinkel in die Wand des Munt Mur ein, an der es nichts zu nutzen gab und wo niemand sich zu schaffen machte. Außer den Frauen bewegte sich niemand dort herunter oder hinauf.

Der Pfad, unter ihren Tritten geworden, zeigte die Weise ihrer Gänge an: er hatte nicht Zeit, auszuholen und sich die Bequemlichkeit der Kehren zu gönnen; eigensinnig, eilends und schonungslos kletterte er über sich. Da und dort faserte er auseinander zu Strängen, die einen Strunk, eine Sickerstelle umholten, worauf er sich wieder zusammenschloß. Auf trockenen Schliffen, wo der Wind fegte, waren Tapfen wie Weinbergstaffeln ausgekehlt; so viel hundert Jahre lag dort die Spur fest. Durch Schrunden und über Muren weg änderte sie ihren Verlauf nach jedem Regensturz.

Die Wand fiel nicht kahl ab, doch war es auch kein Wald, durch den der Steig sich hinaufmühte. Den Absturz bedeckte ein zähes Gefilz aus Brombeeren, aus Bergerlen und übermannshohen Farnen, deren Sporen den Eindringling puderten. Aus dem stechenden, feuchten Dickicht fuhren sommers Wolken von Mücken auf. Sirrend, blutdürstig hingen sie über den Frauen von Sghemboli, wenn sie unter ihren Lasten emporkeuchten.

Die Wand war feucht und arbeitete. Allerlei Gestein schob in den Runsen abwärts: von Eisenrost verfärbte Kalke, Marmor wie Milchtropfen, schwarze und tiefgrüne Schiefer, deren Riesenbrocken leicht blättern und die von Glimmer funkelten. In der dunklen Krume, die da und dort eine Mulde füllte, aus dem Grus von Laub und Holzschwemmicht glänzten die ausgewaschenen Glimmer wie Fischschuppen. Sie flimmerten auf der Netzhaut nach, wenn die Frauen von Sghemboli ächzend nach ihrem Tagwerk die Lider schlossen.

Bis zum Sghemboli-Berg, der Paßhöhe, wo eine Kapelle zu Sta Marfisa, einer fast vergessenen Heiligen, stand, betrug von Laimagur herauf die Steigung zwölfhundert und etliche achtzig Meter. Von dort aus fiel, nun über die wirtlichere, grasbedeckte Südflanke des Munt Mur, der Weg fünfhundert Meter steil ab nach Sghemboli. Diese fünfhundert aufwärts und die zwölfhundert abwärts, und die zwölfhundert wieder hinauf und hinab die fünfhundert hatten die Weiber aus dem Dorf Sghemboli zu schaffen, wenn sie in Laimagur einholten. Die Halbwüchsigen und die Kinder liefen den nämlichen Weg, wenn die Weiber andere Verrichtungen hatten oder wenn bloß zur Hebamme oder zur Apotheke zu schicken war. Die Kinder und die Halbwüchsigen liefen barfuß. Aber auch die Frauen legten ihren Weg nicht in hartbenagelten Schuhen zurück. Die tiefen Tritte auf den Schliffstellen hatten nicht Nägel und Eisen

gefräst, sondern die Lasten, die auf den Sohlen der Frauen von Sghemboli bergauf bewegt wurden.

Die Leute aus dem Dorf Sghemboli waren kein lauter Schlag. Äußerlich hatten sie fast nichts mit dem Volk in der Konföderation gemeinsam; Sprache, Gestalt und Gebärde wiesen hinüber nach dem Königreich. Am ehesten schienen sie ein Schlag, den irgendeine Verschiebung, ein Auszug von Völkerschaften dort hinaufgedrängt oder vergessen hatte. Stiegen die Frauen am Vormittag ab, hörte man sie aus dem Berg selten, auch ihre Tritte klangen nicht: braune, trockene, ein wenig schwerlidrige Gesichter, früh faltig unter weißen Tüchern, mager; es gab keine dicken Frauen in Sghemboli. Nur die Mädchen, die aus dem Königreich herüberkamen und den Weg um Trägerlohn machten, wurden vernehmlich wie ein munteres Rinnsal, das hellstimmig und in kurzen Sprüngen talab setzt.

Um Mittag hatte der Laden des Krämers in Laimagur sich gefüllt mit Frauen. Sie nannten ihre Bestellungen, sahen schweigsam und genau dem Verwiegen und Einpacken zu und verstaute die Lasten in ihre Tragkörbe. Auf den Steinborden, auf Treppenstufen saßen sie ausruhend und einander abwartend. Meist brachen sie gemeinsam auf, wenn alle versehen waren, die älteren wortlos; das junge Volk aus dem Königreich strammte sich munter schwatzend in den Gurten. Die Mädchen stiegen leicht, auch aus dem Berg noch flatterte es von Zurufen. Ihnen zahlte der Krämer in Sghemboli für den Weg zwei Reghin konföderierter Währung, und man rechnete eine Traglast zu dreißig Kilogramm. Hatten sie ihre Last abgeliefert, liefen sie noch am Abend leichtfüßig die dreiviertel Stunden hinunter ins eigene Dorf.

Bückten sich diese Mädchen durch die Türen ihrer heimatlichen Hütten, waren die letzten des Zuges, der gemeinsam aufgebrochen war, noch immer unterwegs. Eine Nachzüglerin langte dann vielleicht eben erst oben bei Sta Marfisa an, schlug das Kreuz dort und gönnte sich eine letzte Rast. Frauen, die solche Wege über Jahrzehnte gemacht hatten, stiegen nicht mehr leicht. Solange es Sghemboli gab, hatten seine Weiber sich an Lasten gewöhnen müssen. Nach Sghemboli und in Sghemboli selbst gab es keinen Weg, den ein Fahrzeug hätte befahren können; Tragtiere waren zu teuer. Unter Wuchten von Reisig, unter ungeheuren, in Tücher gefaßten Heuballen mühten sich die Weiber an den Hängen und sahen von fern unter solchen Bürden aus wie Ameisen mit Lasten, deren Umfang ihre Körper um ein Vielfaches übertrifft. Ihre früh vernutzten, zähen Leiber dauerten aus wie Weidengeflecht, das seinen Dienst tut, obwohl es verzerrt und da und dort schon zerlöchert ist. Die Tragkörbe ächzten auf ihren Rücken, zerbogen Schultern, Kreuz und Becken. Ihre Haut war gebeizt, in ihren Kleiderfalten hing der Geruch von Sghemboli, ein Geruch von Bergheu, von Ziegenhaaren, Schweiß und dem säuerlichen Aschengeschmack offener Herdstellen.

Stand der Wind aus dem Tal herauf, trug er den Geruch des Dorfes aufwärts zu den letzten, die bei Sta Marfisa anlangten. Sie hörten verweht das Meckern, das Geblök aus den Ställen, sahen über den grauen Dächern von Sghemboli Holzrauch schleiern. Die Dächer hockten verschachtelt, aufeinandergerückt

und zusammengebrochen wie aus Angst in einer erhabenen und unnutzbaren Öde, die nicht geschaffen war, um von Menschen bewohnt zu werden. Die Frauen hörten ihr Herz pochen, ihr geduldiges und vernutztes Herz laut pochen in seiner Höhle, und sie blickten aus dem gewaltigen Raum ihrer Berge hinab in ihr winziges und mühseliges Dorf; sie krochen wieder unter die Last und strammten ihre zerboogenen Schultern unter den Gurten, sie streckten sich aus dem Kreuz und schickten sich in den Abstieg mit einem wortlosen und vernunftlosen, ergebenen Seufzen.

2

Sghemboli zählte zu jener Zeit, als es in die Tagesblätter kam und wochenlang vor dem Senat genannt wurde, dreihundertsechzig Einwohner, die in einundsiebzig Häusern lebten, dazu einhundertzweiunddreißig Rinder und sechshundertachtundsechzig Ziegen, aber weder Pferde noch Muli. Was den Senat beschäftigte, war die plötzliche Frage, ob die Leute von Sghemboli der Konföderation die fünfundvierzigtausend Reghin pro Kopf wert sein sollten, die es auszuwerfen galt, wenn man Sghemboli eine Straße bauen wollte. Eine Gruppe von Ärzten und Abgeordneten hatte die Öffentlichkeit auf das Schicksal von Sghemboli aufmerksam gemacht. Eine Kommission des Senats wußte Einzelheiten zu berichten. Sie nannte den frühzeitigen Herztod fast allgemein als Todesursache dieser Bergbevölkerung, lieferte Zahlen über die ebenso allgemeine Verbreitung von Verkrümmungen der Wirbelsäule, des Beckens bei den Frauen. Die Männer waren etwas besser daran, da sie samt und sonders nach auswärts auf Arbeit zogen und nur in den Wintermonaten, also eine gute Hälfte des Jahrs, in Sghemboli leben mußten. Sghemboli ohne Hilfe zu lassen, war nicht mehr vertretbar. Nur eine Straße konnte die Hilfe bringen.

In der Konföderation begann man also die Karten aufzufalten. Wo lag Sghemboli? Auch die Zeitungen brachten Skizzen. Kaum eine Fingerbreite lagen auf den Karten, die das Verteidigungsministerium bearbeitete, die zwei Orte Laimagur und Sghemboli voneinander ab. Den Unterschied der Höhen gab das Blatt nicht völlig anschaulich wieder, doch erfuhr man aus diesem Anlaß, daß zufällig Laimagur der tiefstgelegene, Sghemboli aber der höchste dauernd bewohnte Platz in der Konföderation sei. Man rechnete den Höhenunterschied nach: annähernd dreitausendsechshundert Meter, die in einem Tagesgang von Leuten aus Sghemboli zu bewältigen waren, wollten sie in den einzigen ihnen benachbarten Ort der Konföderation gelangen. Wie konnte bei solchem Sachverhalt Sghemboli, seiner Lage nach auf das Königreich verwiesen, ein Ort der Konföderation sein?

Sghemboli war die oberste Siedlung in seinem Tal, das sich unterhalb schnell verbreiterte und in die dicht besiedelte, reiche Ebene des Königreichs auslief. Indessen hatte Sghemboli einst zum Besitz der Herren von Bößfelden oder, wie sie sich in der fraglichen Linie schrieben, von Camp Rau gehört, und in

dem sogenannten ersten Viomser Traktat, das die Konföderation aus dem Königreich gelöst und den ganzen Besitz derer von Camp Rau zu den Konföderierten geschlagen hatte, in diesem Frieden war ganz einfach vergessen worden, über Sghemboli zu beschließen. Keiner der beiden Traktatsmächte lag vermutlich an Sghemboli. Nach vierzigjährigen Händeln sodann spielten lange Zeit in jenem Bergbereich Grenzen nur eine geringe Rolle; die Leute von Sghemboli hatten ihren Bedarf dort eingekauft, wohin sie ihre Lage in der Talschaft verwies. Indessen als die Verwaltungen zu arbeiten begannen und man der Zollgesetze wegen auf Grenzverläufe schärfer zu achten anfang, trat das Vernunftwidrige zutage. Durch Verzicht oder durch einen Ausgleich abzuhelpen, wäre leicht gewesen. Allein gerade damals hatten die Beziehungen beider Staaten sich wieder verschärft. Für die Konföderierten wurde es eine Frage des Ansehens, nichts preiszugeben. Auch Militärs waren plötzlich da und verwiesen auf einen möglichen Wert von Sghemboli. So begann die Leidenssteige.

Seltsamerweise hatte der Staatsgeist der Konföderierten in dem armseligen Dorf tiefe Wurzeln geschlagen. Trotz aller Leiden, die ihm die Grenze aufzwang, hing das Dorf an einer so zufälligen Zugehörigkeit. Ja, man sah dort oben das Volk des Königreichs, dem man doch viel näher zugehörte, abschätzig als ein unterlegenes an. Dienstjahre, welche die Männer im Heer der Konföderation ableisteten, nährten in ihnen dieses Empfinden. Davon gab es eine Probe in einem merkwürdigen und blutigen Zwischenstück.

Die Konföderation, an einer Front selber angegriffen und an allen übrigen Flanken bedroht, sah sich während des sogenannten Transitkrieges außerstande, jeden Punkt ihrer weitläufigen und verzwickten Grenzen hinlänglich zu besetzen. Der Krieg ging ins dritte Jahr. Obwohl das Königreich in ihn nicht eintrat, war drüben eine Partei, die ihn wünschte, so stark geworden, daß sie inmitten des Staats ihre eigenen bewaffneten Verbände unterhalten durfte; in ihrem Wortschatz spielte die Befreiung unfreier Brüder eine Rolle. Man dachte, die angestrenzte Lage des Nachbars zu nutzen, um mit Handstreichen da und dort Grenzverbesserungen herzustellen als fertige Tatsachen, die der kurz bevorstehende Friede dann bestätigen würde.

Auch Sghemboli stand im Plan, obwohl es im Königreich noch unbekannter als in der Konföderation war. Aber jene Jahrgänge hielten viel von Befreiungen. Zur Vorbereitung gelangten Waffen über die Grenze und in die Hände von Mittelsmännern. In Sghemboli lag an Besatzung nicht mehr als ein stehender Spähtrupp von zwölf Mann unter einem älteren Sergeanten. Außer diesem Kommando war die Zahl der Männer in Sghemboli gering, fast nur Greise und Halbwüchsige.

Als im Morgengrauen des anberaumten Tages und auf ein gewisses Signal die Einheiten, denen der Handstreich aufgetragen war, die Grenze des Königreichs überschritten und in lockeren Schützenketten schnell und leise durch die Kastaniengehölze, dann über die offenen Matten und Steinkare vordrangen, hatte der Aufstand in Sghemboli wirklich stattgefunden, zu dessen Unterstützung vorgeblich diese Truppe in Marsch gesetzt worden war. Nur hatte

ihn die verkehrte Partei anfangen, und die Gewehre, mit denen das Königreich beizutragen gehofft hatte, gingen in der entgegengesetzten Richtung los. Ob Verrat von vornherein im Spiel gewesen, ob ein paar Eingeweihte plötzlich aus Zwang oder aus freiem Entschluß abspenstig geworden waren, darüber entstand niemals Klarheit. Fest stand nur, daß ein gewisser Strößner, ein Mensch in den Dreißigern, der einer Hautkrankheit wegen nicht eingezogen war und für das Königreich gearbeitet hatte, an jenem Morgen gewaltsam zu Tode gekommen und daß ein Vorrat an Waffen in seinem Ziegenstall den Parteigängern der Konföderation in die Hände gefallen war. Die anrückende Truppe, die man auf leichtes Spiel gefaßt gemacht hatte, kam auf dem Pianello, einer kleinen Kalkterrasse im Vorland des Dorfes, blutig zum Stehen. Das Kommando des Sergeanten, die alten Männer, die Weiber und die Halbwüchsigen des Dorfs hatten die Verteidigung aufgenommen; sie feuerten aus guten Deckungen und äußerst wohlgezielt.

Sghemboli wollte nicht befreit sein. Als die Verbände schließlich, von wütenden Unterführern mit flacher Klinge, mit der Pistole aufgetrieben, bis an den Ortsrand vordrangen, mußten sie Haus nach Haus stürmen und verloren immer wieder Haus nach Haus. Damals tauchte zuerst in Sghemboli ein Kampfmittel auf, das bis dahin unbekannt gewesen und dem erst später in Häuserkämpfen ein allgemeines und trauriges Ansehen beschieden war: Aus den Luken der Ställe, von den Dächern herab gossen die Weiber von Sghemboli ihre Lampen aus oder spritzten aus Flaschen Petroleum auf die Lackhüte und Federbüsche der fremden Gardisten; andere schleuderten brennendes Kienholz gegen sie. Sghemboli selbst, das steinerne, brannte nicht. Es wollte sich nicht befreit geben. Die Todesflüche, die Zurufe und Kommandos erschallten hier wie dort in der nämlichen Sprache. Aber einer der Stürmenden nach dem andern brach in den Winkeln von Sghemboli unter Schüssen oder Steinwürfen zusammen oder ließ das Gewehr fallen und lief, indessen die Flammen an seiner Montur leckten, Verwünschungen brüllend zurück. Sghemboli hielt den ganzen Tag über und noch eine Nacht lang aus, bis eine eilig zusammengeraffte Lehrkompanie aus der Konföderation über Sta Marfisa den Angreifern in die Flanke stieß, sie warf und die Grenze wiederherstellte. Die Regierung des Königreichs deckte den Übergriff nicht, sie verhiess Untersuchung und strenge Bestrafung der Schuldigen. Damals ging zum erstenmal durch die Konföderation der Name von Sghemboli.

Seit jenem Tag, so wollte es eine aufkommende Legende, wuchs auf dem Pianello und nur dort und außer ihr keine andere Blüte mehr als eine kleine, sehr dunkle, Blutstropfen ähnelnde Ophrys, und ein brandroter Mauerpfeffer schoß aus den Spalten der Steingehege, von denen herab die Weiber mit Bränden ihr Dorf verteidigt hatten. Das kam in die Schulbücher als Ballade, die einen Lehrer im Unterland zum Verfasser hatte. Schulkinder lernten das Gedicht eine Zeitlang aufsagen, allein die Schulbücher wandten sich bald wieder anderen Stoffen zu; man vergaß die Ballade und Sghemboli.

Die Leute von Sghemboli mußten weiter sehen, wie sie ihr Leben davonbringen konnten. Die paar Handbreiten Äcker, die es unter dem Dorf hin

gab, trugen ein wenig Roggen und Flachs, alle übrige Nahrung mußte das Vieh bringen. Mit dem Frühjahr rüsteten die Männer zum Aufbruch. Sie zogen als Maurer und Essenkehrer nach den großen Städten der Konföderation wie auch nach dem Königreich bis in dessen äußersten Süden; erst mit der schlechten Jahreszeit kehrten sie zurück. Schmuggel spielte natürlich eine Rolle, jedoch nicht so, daß er das Leben getragen und den Weibern die Steige nach Laimagur abgenommen hätte.

3

Endlich aber, dank der Wachsamkeit von Menschenfreunden, bewegte nun das Los dieses Dorfes nachhaltiger die Konföderation. Bei den Stellen, die etwas zu sagen hatten, gingen Vorschläge ein, wurde gerechnet, befürwortet und widerlegt, und dort, wo man nichts zu sagen hatte, wurde wenigstens mit der Rede nicht gespart. Menschen, die sich schwer erheben ließen, rechneten vor, daß man, werfe man nur einen Bruchteil der für eine Hochstraße nötigen Summe aus, leicht jedem Bewohner von Sghemboli ein bequemes Fortkommen im Unterland schaffen konnte. Ob dies heißen solle, fragten gereizt die Erhobenen, daß Sghemboli aufzugeben sei? – Man stelle einen Betrieb um, entgegneten die ersten, oder stelle ihn ein, wenn er nicht mehr in die Zeit passe. Empörung erhob sich unter den Leuten, für die Sghemboli eine Ballade war, gegen jene, die es für einen Betrieb ansehen wollten. Das Lied vom Pianello wurde ausgegraben, man las den Text in den Heimatblättern, auf Versammlungen wurde es vorgetragen. Trotzdem wäre vielleicht die Straße für Sghemboli nicht gebaut worden, hätten nicht wiederum Militärs den letzten Ausschlag gegeben. Sie wiesen auf die Bedeutung hin, die Sghemboli eines Tages als einer Schlüsselstellung im Talkopf zukommen könne. Der Senat beschloß die Strecke.

Viereinhalb Jahre nahm der Bau in Anspruch. Daß er so schnell bewältigt wurde, bedeutete einen Sieg der Konföderation, einen jener unblutigen, auf die sie mit Recht stolz war. Entsprechend feierte man die Vollendung. Vertreter aller Behörden und Stände, der bewaffneten Macht und sogar der Wissenschaften wohnten bei. Geschmückte Kinder, Jungfern des Dorfes in den einfachen, schon abgehenden Trachten, geputzte Soldaten in weißem Lederzeug säumten die Straßen. Das Band riß. Das Rad rollte nach Sghemboli. Besser wäre zu sagen, das Rad rollte vor Sghemboli hin. Denn ins Dorf einzufahren war auch jetzt nicht möglich. Sghemboli besaß keine Dorfstraße, und hätte man eine schaffen wollen, wäre der Abbruch des halben Dorfs nötig geworden. Nicht einmal von Wegen konnte man sprechen, es waren Röhren und Schlüpfe, Staffeln und Steinschnecken, die sich durch die Gemäuer wanden, betretbar für Menschen und Vieh, aber nicht befahrbar. So hatte man vor dem Eingang ins Dorf einen Platz anlegen müssen, halb aufgeschüttet, halb in den Hang gesprengt, dort konnten Fahrzeuge auffahren und wenden. Dort fanden auch die Ansprachen statt und ertönten Chöre, die das

Fest umrahmten. An die tausend Besucher besichtigten Sghemboli und bekundeten Teilnahme und Staatsbewußtsein. Sie glitten auf den hartgeschliffenen Kieselköpfen des Gassenbelags aus, stießen im Finstern an Decken und Türstürze, rümpften die Nasen in den Engpässen, die nach Heu, Staub und Ziegenharn rochen, und quollen aufatmend wieder aus den Löchern. Sie liefen nach dem Pianello hinaus und suchten nach den schwarzen Blutstropfen, indem sie den kurzen, glänzenden Rasen zertrampelten. Endlich gegen Abend fuhren sie wieder ab und vergaßen bald Sghemboli.

Was einige vielleicht noch eine Weile als Erinnerung begleitete, war die Erscheinung einer jungen Einheimischen, braun und feingliedrig, von dem Schlag, der in Sghemboli eingewachsen und bestimmt war, dort verbraucht zu werden. Eine Silvia, knapp dem Schulalter entwachsen, ausstaffiert mit dem streng gefältelten und gewachsenen, hoch gegürteten Trachtenkleid, in dem sie lieblich, aber dennoch schon kostümiert schien, war ausgesucht worden, dem Senatsältesten Willkommen und Dank der Gemeinde zu sprechen. Sie tat es, unschuldig bemüht und auf das schwere Werk ohne Seitenblick versammelt, erst in dem heimischen Idiom von Sghemboli, dann in der Staatssprache der Konföderation mit einem dunklen Beiklang, der vielen Zuhörern das Herz so rührte, daß sie ein wenig verlegen wurden, außer denen, die Erbauung schätzten; endlich hatte sie knicksend einen kleinen, streng gebundenen Strauß der berühmt gewordenen Blumen überreicht. Das hatte Beifall gefunden und war in die Zeitungen gekommen. Die Szene war hübsch gewesen, die Worte anmutig vorgetragen. Wen die Worte zum Verfasser hatten, war nicht gefragt worden und wurde nicht berichtet.

4

Und doch hatte der Verfasser des anspruchslosen Willkommens noch einiges mehr zu dieser Feierlichkeit beigetragen. Jemand, der die Dinge genau verfolgte und geneigt war, an die Wirkungen zu glauben, die von einem einzelnen Beginnen ausgehen, konnte sogar die Behauptung wagen, daß ein kleiner Hilfslehrer, der noch nicht einmal seine zweite Dienstprüfung aufzuweisen hatte, der eigentliche Urheber der Straße nach Sghemboli gewesen sei. Ganz unbekannt war er natürlich nicht geblieben, ja, man hatte sogar in der Zeit, als der Kampf um das Projekt hin und her ging, seinen Namen ziemlich allgemein genannt. Allenthalben auf Versammlungen hatte man diesen Vorkämpfer reden lassen. Jetzt aber, nachdem die Sache von Sghemboli eine allgemeine geworden und der Sieg errungen war, dachte niemand daran, ihn herauszuholen. Zahlreiche Namen erklangen in den Festreden: die der Männer, die in Ausschüssen gearbeitet, anderer, die ihre Unterschriften unter Gutachten und Genehmigungen gesetzt hatten oder mit Lieferungen von Teer oder Hartzement beauftragt gewesen waren, die Namen von Abgeordneten, Bürovorständen, Ingenieuren und Kantinenwirten. Nur ein einziger Redner nahm auf den Hilfslehrer Strößner Bezug.

Wer Strößner kannte, hatte sich nach ihm umgeblickt und ihn auch in der geputzten Menge stehen sehen, sicherlich erfreut über die Anrede, mit seinem Blick, der leicht etwas Fieberiges bekam. Wenn Strößner fieberte, war das nicht zu verwundern an diesem Tag. Strößners Straße war gebaut worden, wenn sich auch niemand Rechenschaft gab darüber, daß es Strößners Straße war. Strößner hatte es unternommen und hatte nicht verspielt. Ein paar Tage nachher, als man anfang, nach seinem Verbleib zu forschen, besannen sich Zeugen genug darauf, ihn bis zum Abend da und dort gesehen zu haben, Strößner, wie er taumelnd auf und ab ging durch sein Sghemboli, der Mann, der gewonnen hatte. Dann war Strößner noch tags darauf in seinem Quartier in Laimagur gesehen worden. Von da an blieb er verschwunden.

Eine Abmeldung lag nicht vor, es gab keine Verdachtsgründe, die auf ein Verbrechen oder eine Flucht hinwiesen. Es war Frieden, der Übertritt ungehindert, Ausreisende wurden in der Konföderation nicht namentlich erfaßt. Es bestand die Vermutung, daß Strößner aus unbekannten Gründen das Land verlassen habe. Mehr als eine Vermutung war das nicht.

Immerhin gab der Sachverhalt ein paar Zeitungsleuten Grund zu Erkundigungen nach dem, was über Strößner bekannt war, auch die Polizei mußte sich ja mit dem Fall befassen. In Sghemboli oben tauschte man aus und ließ wissen, was sich zur Mitteilung eignete. Anderes, das schwierig in Worte zu bringen war, hielt man zurück. Aber allzuviel war gar nicht zu berichten außer dem, daß Strößner es zum Lehrer gebracht hatte, und das war zwar für Sghemboli nichts Gewöhnliches, außerhalb Sghemboli aber kaum der Rede wert. Ein Lehrer, der Bildung erworben und sich für seine Heimat eingesetzt hatte. Darauf ein unerwarteter Schluß.

Strößner also stammte aus Sghemboli. Wenn man aus Sghemboli stammte, hieß man in der Regel Scarmigliati oder Strößner. Die Scarmigliati hielten jederzeit zur Konföderation, indessen die Strößner entgegen dem, was ihr Name vermuten ließ, im Geruch standen, Neigungen über die Grenze hinweg zu unterhalten, wie sie ja bei jenem unheilvollen, nun lang vergangenen Handstreich öffentlich geworden waren. Aber auf Namen war ja nicht zu zählen, denn sie vertauschten sich fortwährend, so daß bald eine Scarmigliati Strößner, bald eine Strößner Scarmigliati hieß. Scarmigliati hieß und eine geborene Strößner war jedenfalls eine gewisse Miriam gewesen, eine Verwandte, die schon betagt war, als sie den elternlosen Jungen zu sich genommen hatte, um ihn in ihrer Hütte groß werden zu lassen.

Miriam war verwitwet, selbst kinderlos und nicht ehelicher Abkunft; dies aber stand allenfalls in den Registern, die in Laimagur unterhalten wurden, sie kam aus einer vergessenen Zeit, und niemand hatte sie anders gekannt denn als eine höhnische alte Frau, die sich nicht mehr veränderte, die man nicht liebte, aber ein wenig fürchtete und auch gern nach Tageslicht aufsuchte, wenn man gewisser Ratschläge bedürftig war. Außer dem, daß sie wie alle ihresgleichen das Kurieren betrieb, war sie eine Sachverständige in Geldgeschäften. Es mag verwundern, daß Sghemboli einer solchen Beraterin bedürftig gewesen sein soll. Allein bei Gelegenheit eines Geldkraches in der Konföderation kam zutage,

wie viele Konten von den Familien Sghembolis auf den Sparkassen in Laimagur und den Banken von Vioms unterhalten wurden und welche Summen die Vermögen dieser zähen Sparer erreicht hatten, die nichts ausgaben. Seltsamerweise war Sghemboli nicht arm.

Von der Alten selbst wußte niemand, ob sie etwas zu verlieren habe. Daß sie aber zu verlieren gehabt hätte und dennoch nicht verlor, erwies sich bald in der Art, wie sie ihr Ziehhkind aufwachsen ließ. Sie gab den Jungen nach Vioms auf eine Schule, wo er zum Lehrer ausgebildet werden sollte und bald lernte, sich städtisch zu tragen. Nur ein paar Male in den Ferien kam der junge Strößner zu Besuch hinauf nach Sghemboli, und ein paarmal wurde auch die alte Frau, in ihrem plissierten schwarzen Kleid und ihrer sibyllenhaften, höhnischen Würde eine seltsame Erscheinung in den Straßen von Vioms, im Tal gesehen. Als sie starb, war der junge Mensch mit seiner Ausbildung noch nicht fertig und erfuhr zugleich, daß er Erbe eines durch lange Zinsen so aufgelaufenen Kapitals wurde, daß es selbst in Vioms nicht ganz belanglos zu nennen war.

Strößner war in Vioms während seiner Seminaristenzeit zu einem Kreis junger Leute gestoßen, der, von einigen ergrauten Sprengköpfen angeleitet, ein romantisches Stoßtruppwesen betrieb, für das die Konföderation eigentlich gar kein Boden war. Man pries in halb geheimen Zirkeln und unter vertrackten Abzeichen die eigene Art und fluchte Abtrünnigen, ohne allzu genau zu wissen, wer damit gemeint sei. In solch künstlicher Hitze befand sich Strößner, als er gelegentlich seiner Erbschaftssache das erstemal angestoßen war, der Herkunft seiner Ziehmutter und seiner eigenen nachzugehen. Wie ein mißfarbener Blitz durchschloß ihn eines Tages auf dem Gemeindeamt in Laimagur, wo er inzwischen seine erste Stelle angetreten hatte, wer Miriam Strößner gewesen sein könnte. Woher das Geld, von dem er bisher gelebt und dessen endgültigen Besitz er soeben angetreten hatte? Es fuhr ihm durch den Kopf, wie einer ihrer Sprüche, die sie ganz unverhohlen hinausgab, gewesen war, ihretwegen brauchten auf dem Pianello nicht die schwarzen Blümchen zu stehen. – Welche denn, Tante Miriam? – Wie viele du willst, die weißen, die gelben, die blauen. – Eine zähe Alte, weiß, sibyllenhaft, auch im Alter rank und zäh, es gab keine Dicken in Sghemboli, ein ganz bestimmter Schlag war es, geschaffen für Sghemboli, um dort verbraucht zu werden. Strößner starrte in den Spiegel, in sein Gesicht, ein Pferdegesicht wie das der alten Miriam, aber ein Gesicht, dessen Finnen und Flecken ihn verdrossen der Mädchen wegen, und ihm fiel ein: Strößner, ein Mensch, eines Hautleidens wegen nicht dort, wo die anderen Männer sich befanden, der Judas, der die Silberlinge einstrich und im Ziegenstall den Verrat nährte. Es lebte längst niemand mehr, der hätte gefragt werden können, und die Akten gaben nichts preis. Es gab nur ihn selbst, Strößner, elternlos von Miriam Strößner aufgezogen: Und er wußte alles und nichts und hatte nun nichts mehr vor Augen, der Anfänger, der kleine Schulmeister in Laimagur, der noch nicht einmal die zweite Dienstprüfung abgelegt hatte, nichts mehr vor Augen, nicht sein Examen oder was mit einer Laufbahn oder der besten Verwendung seiner Mittel zu tun gehabt hätte, nichts mehr als das,

was ihm als nächster und letzter der Schläge jenes Nachmittags durchs Gehirn zuckte, als er die Weiber von Sghemboli unter ihren Bürden sah, wie sie gegen den Munt Mur stiegen.

5

So kam das Rad nach Sghemboli und vollbrachte, was es zu tun hatte. Eine Postlinie war eingerichtet worden, die zunächst nichts abwarf, aber man hatte die Straße ja nicht der Wirtschaftlichkeit wegen gebaut, sondern um eine Tat zu vollbringen. Das Auto fuhr morgens von Laimagur hinauf die unzählbaren Windungen und brachte Fracht mit und die paar Briefe, die nach Sghemboli geschrieben wurden, in den Sommerwochen Ausflügler, die sich oben umsahen und abends sich wieder beim Wagen sammelten. War das Postauto abgefahren, blieb der runde Platz vor dem Dorf leer zurück und wie etwas, das nicht hergehörte, und in Sghemboli dämmerte es. Räucherig kroch Sghemboli in sich zusammen und äugte armselig mit geringen Lichtern. Es blieb alt und allein.

Aber nicht lange, so hatte die Linie Anlaß, ihre Fahrzeiten zu ändern: Der Postwagen blieb jetzt oben über Nacht und fuhr in der Frühe hinunter, um Post aufzunehmen, und ebenso fuhr er am Abend das zweite Mal zu Berg. Nämlich Sghemboli hatte entdeckt, daß sich mit dem neuen Wagen rasch zu Tal fahren und abends zurückkehren ließ und daß es keine Schwierigkeit machte, in Laimagur oder Ellern oder Valdipazzo Arbeit zu finden. Die Löhne dort in den Spinnereien und Tabakfabriken lagen zwar niedrig, aber für die Leute von Sghemboli war es viel Geld, das sie nach Hause trugen, und es war für sie sehr leicht verdientes Geld. Als nach dem ersten Sommer die Männer zurückkehrten, trafen sie in ihren Häusern manche Veränderung an, manche gefällige Veränderung auch an ihren Töchtern und Frauen. Bequemlichkeiten, Verschönerungen fanden nach Sghemboli, die dort nie erlebt worden waren. Im Winter, solange die Straße offengehalten werden konnte, nahmen auch die Männer Arbeit an, anstatt wie seit Menschengedenken die langen, trüben Tage mit kleinen Hantierungen in den Ställen, mit Schnitzen und Flechten oder untätig am glosenden Herd hinzubringen und auf die Schneeschmelze zu warten. Als diesmal das Frühjahr kam, hatten sie Zeit genug gehabt sich zu überlegen, ob es noch lohne, die weiten, ungewissen Reisen anzutreten. Es waren nur noch einige wenige, die aufbrachen, weil ihnen um die Fremde zu tun war.

Die Leute von Sghemboli hingen an ihrer Heimat. Aber nach einiger Zeit, wenn sie abends aus dem Postwagen stiegen, sahen sie ihr Dorf mit anderen Augen. Sie sahen es nicht mehr, wie ihre Mütter und Großmütter es an den Abenden von Sta Marfisa herunter hatten liegen sehen, und es ruhte da unten und wartete auf sie. Trübäugig und verrußt, ohne ein Zeichen ließ es sie ein, die doch aus hellen und lustigen Orten kamen. Regen floß, es war noch zu früh, um zur Ruhe zu gehen, und doch gab es keine Kurzweil, nicht einmal eine Straße, um sie entlangzugehen, nicht einmal einen Laden mit leuchtender

Schrift und Sachen in einem hellen Fenster. Bald schauderten die Heimkehrenden, wenn sie ihr Dorf betreten sollten. Im zweiten Sommer stand in Sghemboli das erste Haus leer, die Fenster mit Latten verschlagen.

Es gab ja auch keinen Grund dafür, abends hinauf nach Sghemboli zu fahren, wenn man unten zu leben hatte. Einen neuen Hausstand gründete niemand mehr in Sghemboli. Das Dorf leerte sich, und nur Alte, die sich nicht umgewöhnen mochten, molken noch die Ziegen, trieben aus und keuchten an steilen Hängen unter Heubündeln. Häuser und Grundstücke wären jetzt in Sghemboli billig zu bekommen gewesen, wenn ihnen jemand nachgefragt hätte. Aber eine Nachfrage kam nicht auf. Nur ein Zahnarzt und zwei Redakteure aus Vioms erwarben sich billig eine der Ruinen, ließen sie ausbauen und zogen ab und zu ein paar Tage hinauf, sommers, um zu klettern, oder im Herbst, um abzuschießen. Ein Haus nach dem andern blieb stehen, nach außen noch eine Weile ansehnlich, innen schon zerbröckelnd. Es war jetzt ganz deutlich, daß die Straße nur dazu gut gewesen war, die Menschen bequem aus Sghemboli fortzubringen. Die Tage von Sghemboli waren schon gezählt.

Die Postlinie hätte man einstellen oder einschränken können. Aber man hielt sie des Ansehens wegen aufrecht, nachdem eine so teure Straße für sie gebaut worden war. Der Autoverkehr war damals noch längst nicht so zahlreich, daß die Straße sich seinetwegen gelohnt oder einen Gastbetrieb angelockt hätte. Zudem endete ja der Grenze wegen die Straße in einem Sack. Amtliche Stellen hatten sich Mühe gegeben und nachgeprüft, ob Sghemboli vielleicht ein Wintersportgebiet werden konnte. Aber fast alle Hänge waren winters durch Lawinen bedroht. Sghemboli zeigte keine Voraussetzung für ein Schiparadies. Nur von Sommergästen am See, meist mittleren Leuten, unternahmen etliche den Ausflug, der in Prospekten und Handbüchern warm anempfahlen war.

Manchen der ältlichen Fräulein, die sich vormittags droben absetzen ließen, fiel der Posthalter des halbverlassenen Ortes so auf, daß sie den Apparat auf ihn richteten, und etliche machten sogar seinetwegen den Ausflug ein zweites Mal, ohne daß er es indessen bemerkte. Dieser Mario Scarmigliati, der ein so schmucker Mensch war, hätte als einziger aus dem Schwund Sghembolis einen Vorteil haben können. Ihn allein verlangte es weiter, in der strengen Luft Sghembolis, in den verräucherten Vorsäßen, unter den Kühen und Ziegen zu leben und weiter zu hausen, wie es in Sghemboli der Brauch gewesen war. Die paar Ackerstücke, die gutgelegenen Heuwiesen nahe dem Ort waren einst begehrt und nicht feil gewesen, jetzt bekam er sie billig von Abziehenden und hatte einen Besitz zusammenbringen können, wie er in Sghemboli niemals in einer Hand vereinigt gewesen war. Nur hatte dieser Mario große Sorgen: Er konnte niemand finden, der ihm diese Wirtschaft umtreiben half.

Warum aber, so fragten Gäste, welche der schweigsame stattlich blickende Mensch beschäftigte, warum, wenn er mit seiner Wirtschaft nicht umkam, hatte er sich noch das Amt eines Postagenten dazu auferlegt? Harte Arbeit machte es ja nicht, immerhin aber war es zu gewissen Stunden Pflicht, einen Schalter besetzt zu halten, und anwesend hatte er zu sein, wenn das Postauto eintraf oder abfuhr. Und er, der es doch verschmähte, irgendwo in Val dipazzo

oder Ellern unter der Kontrolluhr durchzugehen und abends das Kino zu besuchen, was sollte er bei der Post? Aber Mario hatte sich etwas ausgedacht gehabt, als er sich um die Stelle beworben hatte. Als Bauer in Sghemboli – aber Bauer im eigentlichen Verstand war er gar nicht. Was war er eigentlich von Beruf? Hirt, Melker, Holzfäller, Schnitzer, Korbflechter? Keine Bezeichnung traf, was er war. Er war nichts, als was dort in Sghemboli anfänglich alle gewesen waren: ein Mann, der lebte und sein Leben erhielt mit dem, was zur Hand war und getan werden mußte. Einen Beruf hatte er nicht mehr und noch nicht. Und als ein Mann in Sghemboli konnte er keine Frau finden, die bereit war, mit ihm zu leben, schon gar keine, die es noch unternommen hätte, sich zu verbrauchen wie bis dahin alle Weiber in Sghemboli.

Die Posthalterstelle, hoffte Mario, würde ihm zu seinem Wunsch helfen. Er stellte sich vor, daß er die Frau, die sein Leben teilen würde, auf den Bürostuhl setzen und den Schalter bedienen lassen konnte, sie war dann keine Bäuerin, die Stelle trug eine Kleinigkeit ein und verlangte wenig Kräfte. Wem Mario aber diese Stelle an seiner Seite zugedacht hatte, das war jene Silvia, auch eine Scarmigliati, das Mädchen, das so gesammelt und für einen Teil der Anwesenden beweglich seinerzeit der Straße den Willkomm vorgetragen hatte.

Auf Dörfern wußte jeder von jedem, und so war auch bekannt, daß jene Silvia und dieser Mario würden zusammenkommen müssen. Verwundern entstand darum bei den wenigen, die noch oben lebten, und setzte sich fort bei den mehreren, die auch in Ellern, in Valdipazzo und Laimagur noch Verkehr untereinander hielten, als sich herumsprach, daß Marios Antrag nicht erhört worden sei. Silvia hatte nicht mehr von sich reden gemacht seit jenem Feiertage, in dessen Gefolge sie durch die Zeitungen gegangen war, sie hielt sich still und gehörte bald zu den Mädchen, die nach Valdipazzo in die Fabrik fuhren. Aber es blieb nicht bei der Ablehnung: Nicht lang, so war jene Silvia mit einem Webmeister in Valdipazzo aufgeboten und hatte ihn geheiratet. Mario sprach darüber zu niemand, behielt aber die Stelle vielleicht aus Trotz. Seine alte Mutter, die noch einzig bei ihm lebte, konnte ihm immer weniger helfen, und es stand nicht mehr gut mit ihm. So weit waren die Dinge gekommen, als wieder eine der Krisen ausbrach, welche regelmäßig die Konföderation nötigten, ihre weitläufigen Grenzen zu besetzen. Mario mußte einrücken.

Hinter ihm blieb seine Wirtschaft liegen und die Poststelle, die jetzt auch in andere Hände hätte kommen können. Da tauchte plötzlich in Sghemboli wieder jene Silvia auf. Niemand in Sghemboli oben kannte den Webmeister, mit dem Silvia eine Ehe eingegangen war, und konnte deshalb erraten, ob dieser Webmeister etwa gleich Mario eingezogen worden oder ob Silvia ihm davongelaufen sei. Sie selber gab keine Auskunft. Man sah sie aber mit Marios Mutter zusammen, zu der sie bald ins Haus zog, und als der Sommer kam, sah man Silvia mit der Sense gehen, man sah sie die langen Heutücher auslegen und langsam, die riesigen Ballen auf dem Kopf, die geschorenen Matten queren. Marios Ställe füllten sich mit Heu, und die Tiere gediehen. Die Post besorgten die beiden Frauen wechselweise, wie eben Arbeit anfiel.

So schienen sich wie durch Zauber Marios Angelegenheiten zu ordnen; alles

schien wohl bestellt ihn zu erwarten. Es verlautete nichts darüber, wie es werden sollte, wenn Mario heimkam, man hörte nur Silvia in ihrer bündigen Art sagen, sie tue das für Marios Mutter und damit die alte Frau nicht allein sei. Sghemboli erfuhr nicht, ob die Kunde von diesem Zustand der Dinge überhaupt zu Mario noch drang. Denn obwohl es die Post gab, schrieb man in Sghemboli nicht leicht Briefe. Mario kam aber nie nach Sghemboli zurück. Lange blieb es bei Gerüchten, doch als die Grenzbesetzung aufgehoben war, erfuhr man Marios Unglück mit einiger Ausführlichkeit. Der Mensch, der zu einem Teil Posthalter geworden war, um zu seinem anderen Teil bleiben zu können, was er wollte, weiter nichts als jemand, der in Sghemboli lebte und sein Leben erhielt, dieser Mario in verdüstem und offenbar schwer gereiztem Zustand hatte einem Vorgesetzten eine unbotmäßige Antwort gegeben. Der Fall, obwohl in der Konföderation die Bräuche nicht übermäßig forsch waren, hatte sich versteift, und Mario war zu einer Befehlsverweigerung vor versammelter Mannschaft verleitet worden. Darauf mußte angesichts der feldmäßigen Lage harte Buße stehen, es kam zur Versetzung Marios in einen Strafruppenteil. Aus dieser Truppe war Scarmigliati nicht lang darauf verschwunden. Der Mann, der in Sghemboli hatte leben wollen, konnte nicht in die Konföderation zurückkehren.

6

Ein paar Jahre noch, auch nachdem Marios Mutter verstorben war, versorgte Silvia die Post und stand da, wenn die Wagen eintrafen oder abfuhren. Aber wie die Wagen nur noch des Ansehens halber kamen und gingen, so stand auch sie nur noch der Vorschrift halber da. Es gab kaum noch jemand in Sghemboli, an den ein Brief adressiert werden konnte, und niemand hatte einen aufzugeben. Dann endlich ereignete sich jener Bergsturz am Munt Mur, der von den vierzehn übereinander liegenden Kehren der Hauptstrecke elf in die Tiefe riß und die Strecke schrecklich verstümmelte. Die Stellen kamen, da nun Sghemboli so gut wie menschenleer war, überein, die Straße nicht wiederherzustellen. Auch die Militärs sprachen dem Ort angesichts der verbesserten Kriegsmittel keinen Wert mehr zu. Es gab nur noch einen einzigen militärischen Zweck, für den Sghemboli in Betracht kam. Der Senat beschloß Auflösung des Dorfes und völlige Evakuierung.

Es gab also auch Silvia nicht mehr oben, mit den letzten Einwohnern war sie, von Hilfsmannschaften der bewaffneten Macht unterstützt, jenen gleichen Steig abwärts nach Laimagur gewichen, den die Weiber von Sghemboli getreten hatten und der dann verlassen geblieben und an waldigen Stellen überwachsen war. Mario blieb verschollen, doch kehrte nach wiederum ein paar Jahren ein anderer wieder, der mit Sghemboli zu tun gehabt hatte.

Nach seiner Kleidung, nach der Art, sich zu bewegen, mußte Strößner für einen Urlaubsgast gehalten werden, den eine Laune zu einem Ort treibt, an den er sich erinnert oder den ihm ein anderer als besuchenswert beschrieben

hat. Strößner war mit dem Motorschiff in Laimagur angelangt und hätte eigentlich dort nächtigen müssen. Als er aber unschlüssig, was mit dem Tagesrest anzufangen sei, eine der hinteren Gassen hinaufstieg, sah er über sich, beim Einstieg gegen den Munt Mur, ein Mädchen bergan gehen. Für das, was er jetzt begann, war Strößner eigentlich zu alt. Aber immer noch fieberte ihm der Kopf leicht, und so hatte er schon, stürmischer steigend und fast schon keuchenden Atems, ein großes Stück des Aufstiegs hinter sich, als er auf das Mädchen prallte, das er zuletzt aus den Augen verloren gehabt hatte und das nun weder mehr vor ihm herstieg noch auch umgekehrt war, sondern dort in den Farnkräutern saß neben einem Burschen, der ihm vorher entweder nicht aufgefallen oder erst dort oben zu dem Mädchen gestoßen war. Beide starrten ihn schweigend an und ließen ihn vorbei, und das Mädchen natürlich war nicht Silvia, Silvia hätte ja jetzt auch wohl bedeutend älter sein müssen, aber nicht ganz unähnlich jener Silvia, wie sie damals gewesen war, Strößner sagte es sich mit Ärger, daß er dem Irrtum des Alternden ins Garn gegangen war, für den nichts von der Stelle rückt, ein Geck, der glaubt, alles warte noch auf ihn und halte seinen Platz frei. In seinem Ärger war er ein Stück weiter gestiegen. Dann mochte er nicht mehr umkehren und dachte: Warum nicht? Am besten gleich vollends hinauf.

So stieg jetzt Strößner den alten, fast unfindbar gewordenen Pfad hinauf, den kein Rad befahren konnte. Es war ein warmer Tag, aber dort an der Abseite feuchtete es fast immer, kühle Luft strich in den Runsen abwärts, und durch manches struppige Dickicht mußte er sich zwängen. Nur an den trockenen Schliffen, dort wo die Weiber ihren Mühsalsweg einst wie Staffeln im Weinberg gehöhlt hatten, fand sich die Spur leicht. Buntes Gestein schob abwärts. In der dunklen Krume, die da und dort Mulden füllte, aus dem Grus von Laub und Schwemmicht glänzte Glimmer wie Schuppen von Fischen. Strößner schloß die Augen manchmal für einen Augenblick: Es flimmerte auf der Netzhaut nach, Glimmer wie Fischschuppen, als er so, hart atmend und die Steile nicht mehr gewohnt, gegen den beschwerlichen Weg kämpfte.

Erst oben, auf dem Sghemboli-Berg, bei der Kapelle zu Sta Marfisa, nahm der späte Glanz des Tages ihn auf; die trockene, warme Luft kam ihm entgegen, wie sie immer an der wirtlichen Südflanke aufwärts strich. Er setzte sich eine Weile nieder, stand wieder auf und stieg an einem roten Dreiecksfährnchen vorbei, das dort in den Boden gesteckt war, einem schwach bewegten, dicht über dem Boden wehenden Lappen, desgleichen er einen zweiten sah, eine Strecke weiter den Kamm hinauf. Aber unten lag Sghemboli jetzt, verschachtelt und grau, die Steindächer weich flimmernd über starken Schatten, alles im sanften Glänzen, alles aufgelöst, und die Schatten schienen wirklicher als das, was eine dritte Erstreckung hatte. Sghemboli wie immer, nur daß kein Rauch über den Dächern stand.

Strößner hatte sich nirgends auf seiner Reise nach Sghemboli erkundigt; der Gedanke lag ja auch nicht nahe, zu fragen, ob ein bestimmtes Dorf noch bewohnt sei. Und er kam ja von weit. Eine Weile stieg er durch Sghemboli, wo die Brennesseln in den Schlitzen wucherten, als ob er in einen Spuk gefallen

sei. Er kroch auf und ab, als wäre Aussicht, doch noch Leben zu entdecken. Aber Sghemboli blieb leer und ausgehöhlt. Der Schatten der Gegenberge war schon über Sghemboli weg und gegen Sta Marfisa hinaufgekrochen, nur der stumpfe Kegel des Munt Mur hob sich noch im Glanz. In den Steinschlüpfen, auf den Staffeln stockte der alte Geruch, der Geruch nach Streu, nach Haaren, Harn und Milch von Ziegen, nach saurer Herdasche, und der Geruch der Nesseln war untergemengt. Strößner unterschied die Häuser, die schon lange aufgegeben und deren einige ihrer Fenster und Türen beraubt worden waren, er unterschied, die erst jüngst verlassen, deren manches noch ordentlich, so als wäre man nur verreist, verschlossen stand. Versperrt lag auch die kleine Kirche; er entdeckte, daß selbst die Glocke aus der Turmluke fortgenommen worden war.

Vor dem Haus Miriams wunderte er sich, daß er in diesem Loch aufgewachsen sein sollte. Alles kannte er noch wohl, aber er hatte nichts mehr damit zu tun. Er hockte sich auf die Schwelle, jede der Staffeln kannte er, ausgemuldet von unzähligen Tritten. Den Block mit dem Eisen, rostig und von den Nesseln verkrautet, wo die Sichel gedengelt worden war. Die Tür war verschlossen, doch als er rüttelte, fiel sie in Stücken zusammen. – Ein Tritt gab den Eingang vollends frei. Er sah die Herdstelle undeutlich, so dunkel war es schon, die Leiter, die nach oben führte. Oben die Kammer, das Loch, in dem er geschlafen und geträumt hatte. Alles dick eingestaubt, zwei Schemel standen noch da, eine leere Bettstelle. Niemand hatte offenbar seit dem Tod Miriams hier gewohnt. Kalkbrocken waren abgefallen und lagen auf dem Boden. Plötzlich fiel ihm ein, daß er vermutlich sich in seinem Eigentum befinde.

Ich habe meine eigene Tür eingetreten, sagte er sich. Er horchte: kein Laut in dem ganzen Dorf, nur ein paar Schreie von Bergdohlen. Ich habe nie mehr so still gewohnt, sagte er sich. Und auf einmal: Ich könnte doch in meinem eigenen Haus zur Nacht bleiben. Der Gedanke erfüllte ihn mit einer vertrackten Heiterkeit.

Er stieg noch einmal hinauf, wo das Haus Miriams eine hölzerne Loggia hatte wie fast jedes Haus in Sghemboli nach der Mittagseite. Er prüfte vorsichtig: Das Holz war noch hart und fest, Gemäuer und Holz strömten Wärme aus. Sein Verlangen verstärkte sich, diese Nacht in Sghemboli zuzubringen. Zu essen hatte er zwar nichts bei sich, aber genug zu rauchen. Lange saß er noch wach auf dem schwankenden Bau, der über die Dächer von Sghemboli hinausging, den Rücken gegen die Steine. Eine silberne Nacht, ganz lautlos. Laut und fest tönende Nacht. Festlich tönende Nacht. Kalte silberne Nesselnacht. Silberne Nacht, aus der die Spinnfäden hingen. Wandernde feine Fäden aus der Nacht. Die leere Turmluke tönnte. Gute Stätte, guter Rauch, der aus Miriams Gatter wölkte. Guter Rauch, teurer Rauch. Kehr nicht wieder. Kehr wieder, verfluchte Zeit. Strößner klopfte die Pfeife aus und legte sich zurück. Er war bereit zu schlafen, aber auch bereit einzusehen, daß er vielleicht nicht würde schlafen können. Kühle drang heran, aber immer noch spendete das alte Haus Wärme. Er blieb weder wach noch sank er in einen richtigen Schlaf. Es war der Zustand, in dem man zu wachen glaubt, sogar zu wachen in einer besonders

schnell gleitenden mühelosen Weise der Gedanken, und doch kann eine Stunde verstrichen sein, von der man nichts gemerkt hat.

Aller Mühe Lohn, Silvia. Silvia *pro Deo amur*. Jetzt war er ein Herr geworden, keine Silvia hätte ihn mehr überwältigt. O doch, erst gestern noch oder heute am Munt Mur hätte sie ihn überwältigt, obwohl er doch ein Herr geworden und nicht mehr auf seine zweite Dienstprüfung angewiesen war. Wieviel mehr damals: er, dessen Kopf doch so leicht fieberte, nein, alles fieberte, Hirn, Zwerchfell, Lenden, alle Gelenke, und dann an dem Fest, das doch sein Fest war, das er sich gemacht hatte. Miriams Ziehkind, der auf dem Pianello die schwarzen Blumen verhaßt waren, die magere Eule auf dem Blutgeld – an dem Fest, das er sich gemacht hatte, die Hand ausstreckend nach Silvia, ein Hilfslehrer, dem es doch nicht zukam zu rasen, sondern Rechtschreibung zu unterrichten und auf seine Prüfung bedacht zu sein. Die Hand ausgestreckt nach Silvia, und dann Silvia, wild gegen die Hand schlagend, in wilder Angst gegen die Hand schlagend, in der Angst und dann im Haß: nie nie nie. *Mai mai magari* ihm in das wilde finnlige Gesicht schreiend, schreiend und flüsternd in der silbernen Spinnennacht nach dem Fest: *mai mai magari*. – Und wen hast du, Silvia? – Niemand, aber damit du es weißt: Mario Mario. – Und er, der Zurückgekehrte, dem es doch nicht zukam zu rasen, rasend geworden nach Untergang, er mit dem Gesicht, das man nicht lieben konnte, er an seinem Fest, das er sich gemacht hatte, machte es machte nichts machte was er nicht gedacht hatte dachte nichts *mai mai magari*.

Er stöhnte und legte sich anders, Schweiß stand ihm um den Hals und feuchtete, obwohl es immer kälter geworden war. Das Gesicht, finnlige, das nicht geliebt werden konnte; jetzt in zunehmenden Jahren war alles besser. Ein wenig besser war es. Holz, Stein und Ziegen, die besten Tage in Sghemboli. Der Mühe Lohn: nichts. Nicht mein Inbild. Die schwarze Ophrys, Miriam konnte sie nicht leiden. Schwarzer Rauch, gelbe Flammenzunge. Petrolflaschen schleuderten die Weiber von Sghemboli. Gelbe Zungen leckten aus den schwarzen Lackhüten. Schreiend liefen die Legionäre in den Lackhüten zurück. Die Flaschen flogen und schlugen ein. Hitze flammte ins Gesicht.

Strößner saß aufrecht, und der Tag hatte begonnen. Daß in den Ohren das Krachen nachsang, konnte eine Erregung des Traums sein. Aber daß von einem Dach nebenan ein paar Platten ins Rutschen gekommen sein mußten, nein, das ganze Dach offenbar rutschte, denn es fing jetzt an zu platschen tief unten, und noch immer polterten, scharrtten und klingelten andere Platten hinterher, sausten und barsten: Das gehörte gewiß nicht in den Traum. Dann Heulen und kurzes, ersticktes Schmettern, dann Brüllen. Der Dunst des Einschlags zog stechend heran.

Artilleriefeuer, sagte sich Strößner, und die tierische Angst, die das Hirn nicht haben möchte, schoß ihm in den Bauch. Warum denn, sagte er sich, warum schießt Artillerie im Frieden? Dann fielen ihm sogleich die roten Lappen ein, die er oben am Munt Mur durchschritten hatte. Einen verdammten Tag habe ich mir ausgesucht. Schießübungen. Sie machen Versuche an Sghemboli-Durchschlagskraft, Sprengwirkungen: Das ist der letzte militärische Zweck,

für den Sghemboli noch brauchbar ist. Er trat, tierische Angst im Bauch, in die Kammer hinein, als ein Blitz unten durch die Tür fuhr, die Holzleiter sich bäumte, kenterte und dann hinunterpolterte, von einem Haufen Dachplatten begraben. Er konnte hinunterspringen, sobald sich der Qualm ein wenig verzog, aber auf einmal kehrte er um und trat wieder auf das hängende Gatter. Unter ihm fielen die Dächer ab, flimmerten, graue Dächer, grauer Glanz auf den Dächern. Einen Augenblick war es still, dann machte ein Doppeleinschlag seinen Stand beben. Dann dröhnte ein Flugzeug hoch über Sghemboli. Was konnte er tun? Eine Fahne hissen? Ein Zeichen geben? Auf einmal ließ die Angst nach.

Der letzte in Sghemboli, sagte er zu sich höhnisch und hörte Miriam. Offenbar, sagte er zu sich, bin ich dazu heraufgekommen. Er duckte sich unter dem nächsten Heulen, obwohl er nicht die Absicht hatte, sich zu ducken. Dann sagte er zu sich, ohne daß er begriff, was der Gedanke mit ihm wollte: *Nichts tun ist besser als tun*. Als über ihm immer mehr Platten ins Rutschen kamen und vor ihm weg an der Brüstung vorbei abwärts segelten, und als dann keine Platten mehr rutschten, sagte er zu sich: Nein es fällt doch nicht ein. Er sagte zu sich und wußte auch von diesem Gedanken nicht, was der Gedanke mit ihm wollte: Das ist doch alles richtig so. Jeder bekommt doch, was zu ihm gehört. *Jeder, was zu ihm gehört, und jeder sein Gegenteil, damit er ganz wird* – aber dann neigte sich doch noch die Mauer, vor der Druckwelle gemächlich berstend, trat auseinander und entließ ihn hinab.

Hans Lodeizens Name wird in seiner niederländischen Heimat von allen denen mit Achtung und Bewunderung genannt, die eine Beziehung zur zeitgenössischen Literatur, insbesondere zum Gedicht besitzen. Sein Werk mußte dem Umfang nach gering bleiben, weil der Dichter, am 20. Juli 1924 in Naarden geboren, nur ein Alter von sechsundzwanzig Jahren erreichte und bereits im Juli 1950 in Lausanne an der Schwindsucht starb. Nach dem Schulbesuch studierte er in Leiden kurze Zeit Jura. Sehr bald schon siedelte er nach den Vereinigten Staaten über, wo er am Amherst College von 1946-48 seine Studien fortsetzte. Schon in seinen Schuljahren widmete sich Lodeizen einem nahezu wissenschaftlich betriebenen Studium der Ameisen. Ein weiteres Interessengebiet des Dichters war die französische Literatur und Philosophie der Aufklärungszeit. Von den modernen Autoren schätzte er besonders Paul Eluard. Sein eigenes literarisches Debüt erlebte er erst im Jahr seines Todes. Damals veröffentlichte die literarische Serie „De Vrije Bladen“ in Amsterdam seinen Gedichtband „Het Innerlijke Behang“, dem – posthum – im Jahre 1951 der Literaturpreis der Residenzstadt Den Haag zugesprochen wurde. 1952 erschien das hauptsächlich lyrische Werk, das auch eine Auswahl aus dem Nachlaß enthielt, beim Verlag Oorschot in Amsterdam. Dieser Band übte auf die gesamte junge Dichtergeneration in Holland einen geradezu richtunggebenden Einfluß aus.

In dem Klang seiner Verse ist die Liebe zum Dasein unmittelbar neben der bitteren Erkenntnis der Unvollendbarkeit des Lebens zu finden. Todessehnsucht und Ahnung eines frühen Endes stehen neben rauschhafter Hinwendung zur Natur. Lodeizens Poesie hat den eigenartigen Reiz einer Blüte, die ihren Sommer vorwegnahm, weil sie ahnte, daß ihr kein Herbst beschieden sein würde.

(Karl Schwedhelm)

Für das Leiden sind wir allesamt geschaffen,
die ausharren, werden gewinnen –
es ist ein Uhr nachts,
wer aber die Sterne sieht, wird leben.

Wie ich dies gesagt habe, ist es spät geworden.
Die Straßenbahnen fahren nicht mehr. Die Nacht schwieg
und ins Dunkel bist du gefallen,
geräuschlos, als ein weißer Stein.

Der ich hier rede, bin vom Mond gekommen,
trage den Silberbeutel voll Münzen,
habe das Dunkel wie einen Vorhang aufgezogen,
um die Nacht zu sehn.

Die Welt eine alte Spieldose, die singen muß.
Es ist der Tänzer, sein Körper, der singt
es ist der Dichter, sein Leben, das singt
es ist des Musikanten Kopf
des Dichters Hals
und beim Bildhauer die Finger, die in Stein singen

es ist die Welt, die singt

die Welt eine alte Spieldose

Doch auch die Körper der Liebenden singen
aus aller Welt kommt so Gesang
der Kranke schickt die Gitarre seiner Wünsche in die Nacht
das einsame Kind spielt auf seinem Leibe wie auf einer Gitarre
(zwischen seinen Fingern steigt ein trübselig Lied in den
sinkenden Tag)
(und die müdgewordenen Reisenden singen im Zug oder Bus)
der Mörder aber singt mit dem Messer zwischen seinen Fingern
und der Dieb singt mit den Krallen in seiner Hand
(und der Matrose singt einen Tango in seinem Bett).

*

O die graziöse Handbewegung,
wie er sie anrührte und goldenes
Haar ihren Körper umspann, bis,
bis der Abend heller war als alle Klarheit.

Langsam ging er durch die Stadt,
saß nachdenklich in Restaurants,
fröhlich lief er durch seine Schlafkammer,
ruhig sank er in sein Bett.

Er war noch nicht über die Dreißig
und strahlend vor Fröhlichkeit gehörten
ihm die Gärten seines Gefühls, wie eine
Insel, die seufzte nach Genuß.

Mein Auge soll ich vor dir trocken
zwischen den Herbstblättern und die
kleine Hand, die traurig mir zuwinkt:
eine große Leidenschaft füllt mein Leben aus.

Jim, ich möchte gern wissen,
warum es die Mühe wert ist,
daß du weiterschreibst
Briefe, Aufsätze und Gedichte,
worin du preisest die Welt
und sachkundig urteilst wie ein Kaufmann,
wie kommt es, daß du nicht müde
wirst und die Augen schließest und
denkst, ich wollte, daß sie allesamt
zum Teufel gingen mit ihrem
Geschwätz, sondern daß du weiterschreibst
Briefe, Aufsätze und Gedichte,
in denen ich dich erkenne und durch die
ich dir entgegenkomme, lachend
und mir Mut zusprechend,
denn ich bin sehr müde und schon während
ich spreche, entgleitet die Hoffnung mir.
Jim, warum ist's die Mühe wert,
daß du weiterschreibst
Briefe, Aufsätze und Gedichte . . .

*

Die Müdigkeit rudert im Nachen
an ungeheuren Städten vorbei,
von denen jede, ein Eiland,
treibt entlang der Küste
des nur geträumten Verstandes.

Morgen bist du tot. Ein Lächeln
soll dieser Vers dir senden,
der darauf wartet wie auf ein Telegramm.
Laß den Briefträger, der mit seinen letzten
Stunden geizt, keine Unheilskunde bringen.

Lebe!
Zerschlage den Spiegel,
worin dein Gesicht Weinen war.

Alle Dinge geschehen und sind
wohlgeordnet: die spielenden Kinder am Teichrand
das Pferd, das die Erde pflügt
und der Zug in der Landschaft.

Selbst das Wasser, das zwischen zwei Ufern
eilzünftig hin und wider dünt,
wo Häuser lächeln, während ein Boot
wegtreibt wie eine Weisheit, ist verloren
in die Wirklichkeit.

So stehn wir Fischer vorm Tor des Rätsels,
bis die Nacht
aus dem Wasser aufsteigt
und mit all ihren Rätseln
den Himmel einnimmt.

Kirchborst, 28. März 1946

Provokation und Replik. Ihre Ablösung, ihr Pendelschlag gehört zu den großen Motiven der Geschichte; jedem Ausschlag folgt der Rückschlag, jeder Maßlosigkeit die Korrektur.

Nach 1918 war Deutschland in die Rolle des Provozierten geraten, und Hitler machte sich zu seinem Anwalt, übernahm die Replik. Es lag in seinem Charakter, daß er aus der Replik heraus zur maßlosen Provokation überging und damit wiederum zur massiven Replik herausforderte. Das ist die Lage, die er uns hinterlassen hat. Eine gute Ausgangsstellung wurde in ihr Gegenteil verkehrt. Ähnlich kommt es im Schachspiel, wenn die starken Figuren zu schnell entwickelt werden; der Wille des Spielers ist stärker als seine Überlegung, seine Intelligenz, die Einschätzung des Möglichen. Schach spielen muß man, indem man auf den Händen sitzt. Das Spiel sollte in den Schulen gepflegt werden.

Hitler rühmte sich einmal, „Politik eiskalt zu machen“ – das war eine Selbsttäuschung. Besser erkannte er sich in seiner Frühzeit, in der er für sich in Anspruch nahm, der „Trommler“ zu sein. Ich kenne seine Geschichte zuwenig, um beurteilen zu können, wann er zum Führungsanspruch überging. Wahrscheinlich erst auf der Festung, nach dem Münchener Putsch. Es muß dem aber auch ein objektiver Befund entsprochen haben – ein Mangel an politischen Kräften, die ihm entgegenzutreten oder auch ihn zu führen vermochten, insofern er weder bei der Rechten noch bei der Linken, weder bei seinen Anhängern noch bei der Regierung auf einen überlegenen Willen stieß.

Heute gilt er notwendig als reiner Provokateur. Das ist ein Urteil, das sich im Lauf der Zeit auf das ihm zukommende Maß beschränken wird. Die Auseinandersetzung über ihn wird zu seinen Ursprüngen zurückführen. Sein Erfolg wäre unerklärlich ohne die Replik, die durch ihn zum Wort kam und die ein großer Teil des Volkes teilte und billigte.

Ich kannte kaum seinen Namen, als ich ihn in einem Münchener Zirkus bei einer seiner frühen Reden sah. Zu einem Trommler gehört notwendig ein General. Um diese Zeit, oder war es ein wenig später, muß ich Ludendorff in einem Münchener Vorort besucht haben. Ich hatte seine Erinnerungen gelesen und kam mit hohen Erwartungen. Sein Name war mit den letzten großen Versuchen, das Schicksal für uns im Jahre 1918 noch zu wenden, und unserer Begeisterung verknüpft. Ich war damals der Meinung gewesen, daß der Verlust an den paar Kilometern gelegen hätte, die uns noch von Calais trennten und die wir nicht geschafft hatten. Heute, nach der Eroberung und Räumung ungeheurer Gebiete, sehe ich, daß das ein Irrtum, ein unnötiger Stachel der Selbstvorwürfe war.

Der Vorort hieß Solln. Aus der Art, in der mir die Dinge einfallen, schließe ich, daß sie inzwischen doch schon recht traumhaft geworden sind. Es war eine Begegnung, die sich oft wiederholte: Man glaubt zu wissen oder wenigstens

am geschichtlichen Vorbild ermessen zu können, wie ein Monarch, ein Demokrat, ein Revolutionär, ein Konservativer, ein Feldherr, ein Dichter aussehen muß, um durchzudringen, und wird enttäuscht durch die Figuren, die eintreten. In diesem Falle hatte ich mindestens an einen MacMahon gedacht. Ich fand ihn persönlich angenehm, es ging auch Würde von ihm aus. Aber er kam gleich auf die Freimaurer zu sprechen und verließ das Thema nicht mehr, zitierte Goethe und seinen Ausspruch bei Valmy, daß von hier an die Weltgeschichte ihren Sinn verändere. Das ist ein Beispiel für ein großes Auge, eine geniale Beurteilung, die an den Keimen einer Pflanze bereits den Habitus erkennt. Ludendorff hatte eine andere Erklärung: „Woher wußte er das? Er wußte es, weil er Freimaurer war. Er wußte es von Robespierre und den anderen Freimaurern, die in Paris saßen.“ Ich muß ihn erstaunt angesehen haben, denn er sagte: „Sie halten mich vielleicht für freimaurertoll. Aber wenn Sie sich näher mit den Dingen beschäftigen, werden Sie die Hintergründe sehen.“ Ähnlich ging es mir mit den Freikorps, von denen ich eine ideale Vorstellung gehabt hatte. Das Vaterland lag am Boden wie nach 1806. Damals war begeisterte Jugend zusammengeströmt, trotz der Übermacht des Siegers, der Europa beherrschte, trotz der unfähigen Monarchie, mit neuen Gedanken, mit dem Willen zum Aufstande. Wenige Jahre hatten zur Befreiung genügt. Das mußte auch heute wieder möglich sein. Unsere Lage war besser, wenn man sie verglich. Ich wendete mich an Roßbach, der nach der Rückkehr aus dem Baltikum einen illegalen Verband führte. Ich wohnte in Leipzig und wurde gleich mit seiner Vertretung für Sachsen betraut. Es gab da eine Gruppe, die sich im Hinterzimmer eines Zigarrenhändlers versammelte. Von Begeisterung war wenig zu spüren, die Geschäfte nahmen gleich eine unangenehme Färbung an. Ich arbeitete im zoologischen Institut; manchmal, während ich meinen Tintenfisch sezierte, kam der Pedell und rief mich hinaus. Im Korridor stand ein Roßbacher, dem das Bewegungsgeld ausgegangen war. Ich mußte ihm dann, natürlich aus meiner Tasche, aushelfen. Die Leute machten nicht den Eindruck von Lützower Jägern oder Mitgliedern des Tugendbundes; selbst Sand, der Kotzebue umgebracht hat, stellte man sich anders vor. Der eine war in einen Fememord verwickelt, ein anderer hatte als Terrorist in Oberschlesien Häuser in die Luft gesprengt, ein dritter war in Breslau Redakteur eines völkischen Wochenblatts gewesen und wegen dunkler Geschäfte auf der Flucht. Nach einem Monat erreichte ich, daß Roßbach mich dieses Postens entband, und konnte aufatmen. Er selbst schien sich dabei auch nicht wohl zu fühlen, denn er löste das Freikorps auf und gründete Spiel-scharen, mit denen er nach Art des Wandervogels das Land durchzog. Immerhin war der Einblick nicht ohne Wert. Dostojewskij beschrieb bereits 1870 das klassische Personal einer nihilistischen Verschwörergruppe; er muß die Figuren durch persönliche Erfahrung genau gekannt haben. Das konnte ich jetzt bestätigen. Bedrückend wirkt die reine Technizität der Handlung, der Mangel an höheren Typen, verglichen etwa mit den Dekabristen oder den revolutionären Romantikern. Der Fememord an Schatoff bildet den Höhepunkt. Sein Veranstalter, Pjotr Stepanowitsch, ist reiner Techniker. Er sieht

im vergossenen Blut ein Mittel der Herrschaftsgewalt und wählt als Opfer einen Unschuldigen. Sympathisch wirkt einzig ein armer Fähnrich, Erkel, den die Untat entsetzt, der aber glaubt, daß Stepanowitsch das „für die allgemeine Sache Notwendige“ tut. Er endet in Sibirien.

Kirchhorst, 29. März 1946

Provokation und Replik. Hitler hob sich bald deutlich aus dem völkischen Sektenwesen heraus. Sein Wachstum erinnerte an das einer Pflanze, die auf einem verrotteten Boden zu mächtiger Größe gedeiht, indem sie seine Kräfte an sich zieht. Damals wurde er noch mit obskuren Partnern in einem Namen genannt. Man kann sagen, daß er eine Reihe von Triumviraten durchlaufen hat. Als ich ihn hörte, hatte ich den Eindruck eines blassen, begeisterten Menschen, der weniger neue Gedanken brachte, als neue Kräfte entfesselte. Es schien weniger, daß er des Wortes mächtig, als daß das Wort seiner mächtig war. So stellt man sich ein Medium vor, das fast verzehrt wird durch die Kräfte, die ihm zuströmen. Der Mond mußte in seinem Horoskop eine Rolle spielen; Mussolini war demgegenüber ein solarischer Typ, viel klarer und durchsichtiger, berechenbarer auch. An Hitler haben sich gerade die Klugen getäuscht. Er hatte das bleiche unausgesprochene Gesicht der Lunarischen. Er zog Kräfte aus dem Unbestimmten, sammelte und reflektierte sie wie ein Hohlspiegel; er war ein Traumfänger. Später sah ich das Bild seiner Mutter; es ist aufschlußreich. Solche Bilder erwecken Gedanken an eine andere Seite, an eine dämonische Geheimgeschichte, die nie geschrieben werden wird. Wahrscheinlich hat er eine träumerische Jugend verbracht. Kubin sagte mir, indem er auf das nahe Braunau deutete: „Da unten leben viele, die ihn gekannt haben. Aber sie haben nichts Besonderes an ihm bemerkt.“

München war ein günstiger Boden für seine Anfänge, günstiger als Berlin. Die Bevölkerung ist impulsiver; sie hatte die Räterepublik gehabt. Ich sah Arbeiter, entlassene Soldaten in Röcken aus feldgrauem Tuch. Burschen mit Gesichtern, wie Leibl sie gemalt hat. Die Leute aus den Bergen kamen in die Stadt. Sie hingen alle gebannt an seinem Wort.

Reden an solchen Orten werden nicht verstanden; sie sind Beschwörungen. Sie werden daher auch nicht durch Argumente widerlegt. Er sagte nichts Neues, nichts, das nicht durch die Sozialdemokraten oder durch die Nationalisten bereits gesagt worden war. Man merkte die Herkunft aus dritter Hand, Dühring, Langbehn, Lagarde, Lueger und ähnliche. Aber das war bedeutungslos. Er machte sogar unsinnige Vorschläge wie etwa den, die Regierung solle französische Franken als Falschgeld nachdrucken. Doch alles hatte eine starke Intensität, ein mächtiges Fluidum.

Wenn ich den Eindruck hatte, mich in einem Schmelztiegel, an einem Ort der nationalen Einigung zu befinden, so war das nicht unrichtig. Aber es wirkte dahinter noch etwas anderes, Zwingenderes: die Entdeckung der klassenlosen Gesellschaft mit ihren Konsequenzen, ihrem ungeheuren Anfall an Energie. Sie verwischt die Palette, zerstört die Hierarchien, befreit die einzelnen von ihrer Bindung und saugt sie in ein dynamisches Gefälle ein.

Die Masse erkennt ihre Einheit, ihre Gleichheit und sogar ihre Freiheit in einem einzelnen. Vielleicht ist es günstig, daß dieser einzelne ohne Physiognomie ist: Sie projiziert ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihr Gefühl für Größe in ihn hinein. Die nationale Leidenschaft ist dabei wie ein Handgriff, wie eine Zündung; die Bewegung führt notwendig über die Nation hinaus, die ihrerseits zur Palette gehört. Sie führt aus der Geschichte in den unbestimmten, unüberschbaren Raum.

Damals ergriff mich etwas anderes, wie eine Reinigung. Die unermessliche Anstrengung von vier Kriegsjahren hatte nicht nur zur Niederlage, sie hatte zur Erniedrigung geführt. Das entwaffnete Land war von hochgerüsteten, gefährlichen Nachbarn umgeben, zerstückelt, durch Korridore zerschnitten, geplündert, ausgesaugt. Das war ein böser, ein grauer Traum. Hier stand nun ein Unbekannter und sagte, was zu sagen war, und alle fühlten, daß er recht hatte. Er sagte, was die Regierung hätte sagen müssen, wenn nicht den Worten, so doch dem Sinne oder wenigstens der Haltung, dem Schweigen nach. Er sah die Lücke, die zwischen der Regierung und dem Volk entstanden war. Er wollte sie ausfüllen.

Es war keine Rede, es war ein Elementarereignis, in das ich geraten war. Die Inflation muß damals weit vorgeschritten gewesen sein. Der Hunger ist eine große Sache, hungrige Massen sind gute Zuhörer. Ich entsinne mich, daß nach dem Schluß der Versammlung Männer mit Säcken herumgingen, in die wir Geldscheine hineinstopften.

Kirchhorst, 30. März 1946

Provokation und Replik. Als Niekisch seine Schrift „Hitler, ein deutsches Verhängnis“ abgeschlossen hatte, auf deren von A. Paul Weber gezeichnetem Umschlag man Legionen Bewaffneter mit ihren Bannern im Schlamm versinken sah, zeigte er mir die Druckbogen. Es muß unmittelbar vor der Berufung Hitlers zum Reichskanzler gewesen sein. Das war leider mehr als ein politisches Pamphlet; es war eine Vision. Niekisch kam mir vor wie ein Mann, der im Begriff steht, sich in die Luft zu sprengen; ich riet ihm von der Veröffentlichung ab. Er war aber kein politischer Gegner im üblichen Sinne; er litt unter dem, was er über das Land heraufziehen sah, in einer Tiefe, die Furcht nicht aufkommen ließ. Kurze Zeit danach verschwanden er und Weber in den Gefängnissen.

Es waren zehn Jahre verflossen seit jener Münchener Rede; viel hatte sich in der Welt verändert und auch in meiner Anschauung. Politische Vorgänge dieser Art haben ihre Detailgeschichte, ihr Auf und Ab, auch in der Zustimmung und Ablehnung. Wenn sie fehlgelaufen sind, suchen die Individuen die Momente zu entwickeln, die sie als für sich günstig ansehen, und das oft mit großer Naivität. Sie suchen Stunden der Hingabe zu streichen, die vielleicht das Beste an ihrer Lebensgeschichte sind. Beim Freispruch im Totengericht zählen nicht nur die guten Taten, es zählen auch Irrtümer.

Wenn ein Mann, eine Frau, eine Idee, ein Gott unter zwingenden Aspekten in unser Leben tritt, gibt es einen absoluten Entschluß, eine Folgebereit-

schaft auf Leben und Tod. Der Mensch ist seinem Schicksal begegnet; er folgt dem Ruf, der ihn zum Triumph oder Untergang führt, er zahlt mit seinem Leben, seiner Ehre, seinem Eigentum.

Von außen gesehen, mag das unverständlich sein. Ein Mann hat sich für eine Frau ruiniert, die uns weder schön noch bedeutend erscheint. Sektierer lassen sich verbrennen wegen einer geringfügigen Abweichung. Begeisterte sterben für eine abstruse Idee. Es bleibt etwas Unbegreifliches daran.

Wenn derartiges in unserer Nähe geschieht und wir den Ort des Außenstehenden, die kritische Betrachtung nicht aufgeben können, kommen wir notwendig in eine schiefe Situation. Das Bedenkliche liegt weniger in der äußeren Gefährdung, die nicht ausbleibt, als im inneren Mangel an Teilnahme. In solchen Lagen pflegt man zu hören, daß der neuen Idee nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen sei. Gemeint ist damit nicht ein dem sich ausbreitenden überlegenes System, sondern die entsprechende Opferbereitschaft, denn Systeme liegen ja immer bereit. Aber Blut muß hineinströmen. So gab es auch in Deutschland viel bessere Lösungen, als Hitler sie vorschlug, doch viel weniger Männer, die bereit waren, für sie anzutreten, von den Kommunisten abgesehen. Sie hatten viel mit Hitler gemeinsam und er mit ihnen, auch die Einführung der Technik in die politische Methodik, die in Zukunft eine immer wichtigere Rolle spielen wird.

Physiognomische Elemente sind nicht unbedeutend; Hitler war vielen, und besonders geistigen Menschen auf den ersten Blick unangenehm. Das steigerte sich in dem Maße, in dem er zur Provokation überging, in dem er das Unbestimmte und Unbestimmbare verlor und Macht entfaltete. Ein solcher Widerwille kann warnen, braucht aber nicht auszuschließen; man kann ihn in sich bezwingen, wenn man einen Mann oder eine Idee, und sei es auch nur vorübergehend, für das Vaterland für wichtig hält. Dafür gibt es berühmte Beispiele.

Die Ähnlichkeit mit Chaplin ist oft bemerkt worden; Chaplin soll auch eine Hitlerrolle gespielt haben. Die Ähnlichkeit reicht unter die Oberfläche; Chaplin war einer der großen Beschwörer und Zerstörer unserer Zeit, ein Entfeßler des explosiven Gelächters; mit dem der Mensch, in dessen Inneres die Technik eindringt, sich in seiner paradoxen, unhaltbaren Lage erkennt. Er wälzt sich vor Lachen, wenn er sein Haus in die Luft fliegen sieht.

Wenn die politische Temperatur einen gewissen Grad erreicht hat, kommt es unfehlbar zu Gewalttaten. Sie können zu Krisen führen, zur inneren Abwendung der besten Anhänger, wie es in Italien anläßlich der an Matteotti begangenen Gewalttat geschah. Andererseits kann man, wenn man eine Bewegung bejaht, sich kaum auf die ideale Sphäre beschränken, indem man vom Faustschlag abrückt, der für sie auf der Straße fällt, besonders wenn große Empörung im Spiele ist. Wir erleben das jetzt am eigenen Leibe, in Form von zahlreichen Prozessen, die in vielen Ländern mehr oder weniger justizförmig gegen Deutsche geführt werden, unter gleichzeitiger Ignorierung, Billigung oder gar Glorifizierung eigener Untaten. Dem Sieger fällt die Replik zu und auf den Besiegten die volle Last, die ganze Häßlichkeit der

Provokation, obwohl beide sich den Rechtsraum nie rein aufteilen. Es gibt blinde Stellen im menschlichen Auge, wenigstens temporär; damit muß man sich abfinden.

Trotzdem bleibt Maß, Beschränkung in der Gewaltanwendung ein sicheres Kennzeichen der Größe, der echten Berufung und ihrer im Sein, anstatt auf bloßen Willen gegründeten Macht. Sie tritt ins Ganze ein, denkt unter Umständen für den Besiegten mit. Bei Hitlers Repliken und Repressalien mußte man oft an das Wort Talleyrands denken, das er, ich glaube, anlässlich der Erschießung des Herzogs von Enghien aussprach: „Das ist mehr als ein Verbrechen. Es ist ein Fehler.“

Kirchborst, 31. März 1946

Provokation und Replik. Wenn ich meine persönliche Kurve bedenke, so lief sie, und zwar oft wider meinen Willen, der Entwicklung konträr. Das Urteil wandelte sich etwa von: „Der Mann hat recht“ zu: „Der Mann ist lächerlich“, und: „Der Mann wird unheimlich“. Im allgemeinen entsprach das wohl dem Maß, in dem er von der Replik zur Provokation überging. Bei den ersten großen Wahlerfolgen und der Machtübernahme war ich schon weit von den Ereignissen entfernt. Bereits die Einzelheiten des Münchener Putsches hatten mich verstimmt.

Bei solchen Eindrücken spielt die Person des Beobachters eine Rolle; er muß erwägen, inwieweit er überhaupt zur Abschätzung eines politischen Ablaufs imstande ist. Ich fragte mich zuweilen, ob ich nicht an sich auf Grund einer zu starken Vorstellung zur Realisierung ein unglückliches Verhältnis hätte und als Zeitgenosse Napoleons oder Bismarcks in eine ähnliche Lage gekommen wäre. Bei solcher Veranlagung behält man ja leider immer recht, da jede menschliche Anstrengung zum Scheitern verurteilt ist oder wenigstens die Höhe der Imagination und ihrer Erwartung nicht erreicht.

Ohne Zweifel hatte ich die Begabung des Mannes unterschätzt. Seine entfesselnde dynamisierende Kraft, sein Instinkt für vereinfachende Formeln, die die Tendenz des Zeitalters der Massen und Maschinen erfaßten, war außerordentlich, besonders wenn man seine Herkunft bedenkt. In dieser Hinsicht konnten seine Gegner lernen von ihm. Traditionalistische, ästhetische, moralische Bedenken ließen das leicht übersehen, auch reiner Intellekt. Er ist auch weniger an seiner Begabung gescheitert als an seinem Temperament, seiner unersättlichen Gier. Sein System war einfacher und stabiler als das wilhelminische; es hielt bis in die letzten Phasen des Schreckens vor. Es hat in unserem Zeitalter eine Reihe von dämonischen Aufstiegen gegeben, die das Nivellement begünstigte. Aber es bleibt etwas Geheimnisvolles dabei, das sich der Kompetenz des Historikers entzieht. Kaum je hat in der Moderne ein Mensch so große Mengen von Begeisterung, aber auch von Haß angezogen wie er. Als sich die Nachricht über seinen Selbstmord bestätigte, fiel mir ein Stein vom Herzen; ich hatte zuweilen befürchtet, ihn in einer fremden Großstadt im Käfig ausgestellt zu sehen. Das wenigstens hat er uns erspart. Es gibt noch ein Drittes, außer dem Beobachter und dem Beobachtenden:

das gemeinsame Schicksal, das beide umfaßt. Schon früh begannen mich Katastrophenträume zu ängstigen. Sie spielten sich bald in Eis- und bald in Feuerlandschaften ab. Einmal, in Goslar, erwachte ich mitten in der Nacht. Ich hatte eine Eisscholle gesehen, auf der eine ungeheure Menge von Menschen versammelt war. Sie waren in Bewegung, drängten zu einem der Ränder hin. Das war kein Land mehr, es war eine treibende Scholle; sie mußte unter dem Gewicht der Massen abbrechen oder umschlagen.

Kirchborst, 2. April 1946

Provokation und Replik. Den großen Umstürzen geht eine besondere Stimmung voraus. Jeder fühlt, hofft oder fürchtet, daß etwas anderes kommen wird, notwendig kommen muß. Davon war auch ich überzeugt. Es lag in der Luft. Persönlich war ich mit meiner Lage zufrieden und wünschte keine Veränderung. Arbeit am Schreibtisch und im Garten, Gespräche mit Freunden, hin und wieder eine Reise in südliche Gegenden. Geschäfte, Aufträge, Posten, Ehrungen konnten dem nur Abbruch tun. Bei Roßbach hatte ich Lehrgeld gezahlt.

Wie viele, und nicht nur deutsche, Frontsoldaten kannte und schätzte Hitler meine Bücher über den ersten Weltkrieg; er ließ es mich wissen, und ich sandte ihm die neuen Auflagen. Er bedankte sich oder ließ mir durch Heß danken. Ich bekam auch sein Buch, das eben erschienen war. Einmal, ich wohnte noch in Leipzig, kündete er mir seinen Besuch an, der dann wegen einer Reiseänderung entfiel. Vermutlich wäre er auch ohne besonderes Ergebnis verlaufen, wie meine Begegnung mit Ludendorff.

Zu meinen späteren Schriften, die ihm, wie „Der Arbeiter“ oder „Die totale Mobilmachung“, zum Ausstieg aus dem nationalstaatlichen und Parteidenken hätten nutzen können, fehlte ihm das Verhältnis; vermutlich hat er sie kaum angeblättert, obgleich er einige Formulierungen in den Schatz seiner Schlagworte übernahm. Der „Arbeiter“ erschien 1932; das Buch schildert unter anderem die zugleich nachholende und vorbereitende, jedoch nur Geburtshilfe leistende Aufgabe der beiden großen Prinzipien des Nationalismus und des Sozialismus für die endgültige Struktur der neuen Staaten, insbesondere des Weltimperiums, an dessen Bildung Kräfte und Gegenkräfte mitwirken und dem uns inzwischen der zweite Weltkrieg sichtbar genähert hat. Es wurde im „Völkischen Beobachter“ unfreundlich besprochen; der Redakteur stellte fest, daß ich mich der „Zone der Kopfschüsse näherte“.

Immerhin blieb die Bekanntschaft nicht ohne Folgen für mich. Hitler hatte nach Art vieler politischer Führer ein Gedächtnis mit festen Fächern; er änderte ungern die Meinung, die er über Personen gefaßt hatte. Bei Ausbruch des Krieges erschien „Auf den Marmorklippen“, ein Buch, das mit dem „Arbeiter“ das eine gemeinsam hat, daß die Vorgänge in Deutschland zwar in seinen Rahmen paßten, daß es aber speziell nicht auf sie zugeschnitten war. Ich fasse es daher auch heute nicht als Tendenzschrift auf. Den Schuh konnten und können sich manche anziehen. Daß es auch bei uns geschehen würde, war mehr als wahrscheinlich, und daß ich gerade hier als Augenzeuge

Anregungen erfahren hatte, ließ sich nicht abstreiten. Insbesondere hatte der nächtliche Besuch eines Herrn Trott zu Solz, der später zu den Opfern des 20. Juli zählen sollte, einen unheilvollen Eindruck auf mich gemacht. An ihn hatte ich bei der Schilderung des Fürsten Sunmyra gedacht. Das Buch rief sofort Kontroversen hervor, die meinem Verleger, Benno Ziegler, schlaflose Nächte bereiteten, während ich weit vom Schuß, das heißt am Westwall, war. Dort erfuhr ich auch, daß die Auseinandersetzung bis in die Spitzen gegangen war. Bei einer Zusammenkunft der politischen Führer hatte sich ein Reichsleiter namens Bouhler über mich beschwert. Das könne nicht so weitergehen. Hitler hatte einen Augenblick überlegt und dann entschieden, ich sei nicht zu behelligen.

Während des Krieges erhielt ich oft Briefe von jungen Soldaten, Lesern, die mir vor ihrem ersten Gefecht schrieben, und dann von ihren Hinterbliebenen. Es war eine gute Mannschaft, die für Unmögliches verbraucht wurde. Mir ging es wie vielen, wie den meisten Deutschen: Ich sah, daß der Teil des Kapitals, den ich gesammelt hatte, verzehrt wurde. Man baut ein Haus und sieht es im Großbrand in Rauch aufgehen. Das besagt nichts über das Haus und seine Einrichtung. Es hätte Besseres zu Besserem gedient.

Daß Rüstung nach 1918 notwendig war, vermag die Tatsache der Niederlage nicht zu entkräften, die sich nicht auf die Rüstung gründet, sondern auf ihren unsinnigen und provokatorischen Verschleiß. Hinsichtlich der Rüstung löste Hitler eine Aufgabe, die seine Vorgänger versäumt hatten. Diese Lücke erklärt zu einem guten Teil ihre Niederlage und das Wunder seines meteorhaften Aufstiegs. Es gab eine Spanne, in der die Welt ihre Meinung änderte, in der sie die Maske des Shylock, der auf seinem Schein besteht, ablegte und Hilfe leistete, fast über Gebühr. Der Starke genießt Sympathie.

Provokation und Replik. Es fragt sich, wie das Spiel weitergeht. Zu den günstigen Prognosen gehört, daß der Nationalstaat sich verbraucht hat; hier kann man die Replik nicht mehr ansetzen. Das betrifft nicht die Existenz des Vaterlandes; der Nationalstaat ist eine Idee, das Vaterland ist eine Realität, die mit dem Schwinden der Ideen von 1789 eher gewinnt.

So glaube ich nicht, daß, wenn heute die Besatzung abziehen würde, es zu jenen scheußlichen Gemetzeln käme, die sich unserem Abzug aus Frankreich anschlossen. Das würde zu den unterlassenen Repliken zählen, die oft die besten sind.

Der zweite Weltkrieg hat ungeheure Zerstörungen gebracht. Aber er hat auch Vorurteile geschwächt, die unüberwindlich schienen und Türen aufgestoßen, die nicht mehr zu schließen sind.

Es gibt genauso viele Möglichkeiten, zu begreifen, wie es Arten gibt, einen Satz zu bilden oder das Paradies zu verlieren – das Paradies oder auch bloß den Schatten, den es warf.

Das gründlichste Verständnis verschafft nicht die Äußerung, sondern die Entäußerung. Authentischer Modus des Begreifens ist die Verbrennung des Begriffs. Buchstäblich aus solcher Asche erhebt sich das Unantastbare.

Die Leute können schlechter sein als ihre Grundsätze, manchmal sind sie sogar besser, immer aber anders.

Immer dann, wenn sich die Worte von den Dingen entfernen, kommen Dinge zu Wort, die uns die Sprache verschlagen.

Optimismus zerstreut. Er ist die unterhaltsamste Art, etwas *nicht* kennenzulernen.

Man kommt auf andere Gedanken, sobald man sich zwingt, sie bei sich zu behalten. Solche Anonymität bewirkt das Äußerste, dessen wir fähig sind: die Auszehrung des Unsinn.

Die Zahl der Ideen steht in einem umgekehrten Verhältnis zu ihrer Ernsthaftigkeit. Drei Ideen sind unter allen Umständen besser als zwanzig. In einem Kopf ist zuwenig Platz für eine einzige Idee, zuviel indessen für hundert.

Für die Kunst tritt das Gemeisterte an die Stelle des Wunders, aber es tritt nicht vor das Wunder.

Wir sind dabei, etwas zu suchen, das wir bereits gemacht haben.

Wer Kunst macht, wird dunkel sein; wer sie verstehen will, darf es nicht sein.

Viel mehr als in ihrer Ästhetik steckt die Kunst in ihrem Augenaufschlagen. Aber Kunst erzählt nicht, und das Urteil kann es nicht.

Nach einer sehr verbreiteten Vorstellung gehören Casanovas Lebenserinnerungen zu den klassischen Werken der erotischen Literatur und teilweise auch zum pornographischen Schrifttum. Diese Vorstellung verfehlt jedoch die literarische Bedeutung dieses Memoirenwerkes vollkommen. Casanova ist ein so merkwürdig vielseitiger Autor, daß man den Zugang zum Verständnis seiner Memoiren von den verschiedensten Ausgangspunkten her suchen kann: vom Barock als geistes- und kulturgeschichtlicher Epoche, vom Problem der Memoirenliteratur des 18. Jahrhunderts, von einer literarischen Analyse seines autobiographischen Werkes selbst und noch von manchen anderen Gesichtspunkten aus. Das sind Aufgaben, die nur von einem Literatur- und Kulturhistoriker oder von einem Soziologen bewältigt werden können.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist weder Literatur- noch Kulturhistoriker, noch Soziologe, sondern Philosoph, und er möchte versuchen zu zeigen, daß man auch von einem philosophischen Problem her sich einen Zugang zu einem scheinbar so unphilosophischen Text, wie es die Memoiren Casanovas sind, zu eröffnen vermag.

Literarischer Rang und kultursoziologische Bedeutung

Es seien hier einige allgemeine und einleitende Bemerkungen gestattet. Um die Persönlichkeit Casanovas richtig zu beurteilen, muß man sich ins Bewußtsein rücken, daß dieser „Abenteurer“ – und als solcher wird er in jeder Enzyklopädie in erster Linie gekennzeichnet – ein hochgebildeter Mann war. Schon mit siebzehn Jahren promovierte er in Padua zum Doctor utriusque juris (des zivilen und des kanonischen Rechtes). Durch alle Wechselfälle seines Lebens hindurch – man erfährt dies meistens aus ganz beiläufigen Bemerkungen – fühlt er sich der Literatur und den Wissenschaften verbunden, und besonders in Zeiten des Mißgeschicks sind Bücher sein einziger Trost. Unter den Bleidächern wünscht er sich als Lektüre lateinische Klassiker. Meistens reist er mit einem Homer oder mit einem Horaz im Gepäck. Stets fallen ihm Zitate ein aus den antiken Autoren oder aus Dante, Petrarca und Ariost. Er hat Vacluse besucht, die Stätte, an die Petrarca sich zurückgezogen hatte, und in den Memoiren heißt es darüber: „Ich stieg bis zu der Spitze des Felsens empor, auf dem einst Petrarcas Haus stand. Mit Tränen in den Augen betrachtete ich diese Trümmer wie Leo Allatius, als er das Grab Homers sah. Sechzehn Jahre später weinte ich wiederum in Arqua, wo Petrarca gestorben ist und wo damals das von ihm bewohnte Haus noch erhalten war.“

Bei seiner Abreise aus England begann er, täglich ein bis zwei Stunden die Ilias im griechischen Original zu lesen, und das hatte schließlich zur Folge, daß er eine Übersetzung in italienische Strophen unternahm, die bis zum 18. Gesang gedieh. Er verbringt in diesem Zusammenhang acht Tage in der

Bibliothek von Wolfenbüttel und behauptet, Scholiasten zu Homer zu besitzen und die Anmerkungen von Pope studiert zu haben.

Seine Begegnungen mit Crébillon, Metastasio, Rousseau, Voltaire, Haller, d'Alembert, Mengs, Friedrich dem Großen, Katharina II. u. a. zeigen ihn als einen Mann, den die bedeutendsten Geister der Zeit als Gesprächspartner nicht von sich gewiesen haben.

Aus einer großen literarischen Tradition Italiens leitet sich offenbar seine Fähigkeit her, eine menschliche Persönlichkeit in knapp entworfener Schilderung darzustellen. Dafür seien hier einige Beispiele zitiert:

Die angebliche Gräfin Piccolomini wird mit solcher Meisterschaft porträtiert, daß sie in der ihr eigenen Mischung von Anmut und Gemeinheit durch die wenigen Zeilen lebendig beschworen erscheint. Casanova, der Kundige, betrachtet die Abenteurerin mit Sachkenntnis und ist selbst – ohne aufzutreten – in der Darstellung gegenwärtig: „Die angebliche Gräfin Piccolomini war eine schöne Abenteurerin. Sie war Römerin, jung, groß, gut gewachsen, hatte feurige schwarze Augen und eine blendend weiße Haut. Aber es war nicht die natürliche Weiße, die wie Atlas und Rosenblätter schimmert und von den Kennern geschätzt wird; es war das künstliche Weiß, das in Rom an der Haut der Kurtisanen auffällt und allen, die die Ursache dieses Inkarnats kennen, unangenehm ist. Immerhin hatte sie einen schönen Mund, prachtvolle Zähne und herrliches Haar, das, nach ihren fein geschwungenen Augenbrauen zu schließen, schwarz wie Ebenholz sein mußte. Mit diesen Vorzügen verband sie gewinnende Umgangsformen und einen Anstrich von Geist; aber immer blickte etwas hindurch, das die Abenteurerin verriet und mir eine Art von Abneigung gegen sie einflößte.“

Nun als Gegenstück die Porträtskizze einer ganz anderen Figur, einer Dame, unter deren Feindseligkeiten er in der Schweiz zu leiden hatte: „Diese Frau war Witwe, dreißig bis vierzig Jahre alt; sie hatte einen gelblichen Teint, schwarze lebhafte Augen, einen stechenden Blick und eine boshafte Miene. Da sie die ungleiche Länge ihrer Beine verbergen wollte, hatte sie eine affektierte Haltung angenommen, und ein törichtes Haschen nach Geist machte sie geschwätzig und äußerst langweilig.“

Die Darstellung des Naturwissenschaftlers und Dichters Albrecht von Haller wirkt wie eine Bronzemedaille und wäre ausreichend, um den Ruhm eines Schriftstellers zu begründen; sie erinnert an die Bildnisse eines Vespasiano da Bisicci: „Seine Tugenden waren von strenger Art, aber er wußte ihre Strenge zu verbergen, und sie verschwand unter dem Schleier wirklichen Wohlwollens, das er für jedermann hatte. Er hielt nichts von jenen Ignoranten, die über alles aufs Geratewohl mitreden wollen, anstatt sich auf ihr kleines ärmliches Gebiet zu beschränken, und die die wirklich Unterrichteten lächerlich zu machen wissen; aber er drückte seine Verachtung nur durch Schweigen aus. Er wußte, daß der Ignorant, den man Verachtung hat fühlen lassen, ein Feind wird, und Haller wollte geliebt sein. Übrigens verbarg er nicht ängstlich sein Wissen und seine Erkenntnisse, ebensowenig wie er sie herausstrich; er ließ seinem Geist freien Lauf wie einem klaren Bach, der in

der Ebene zwischen grünen Rasenufern dahinfließt, bisweilen dem Blick verborgen bleibt, aber durch nichts aufgehalten wird.“

Casanovas Schilderung seiner Gefangenschaft unter den Bleidächern und seiner Flucht ist mit Recht schon zu seinen Lebzeiten sehr berühmt geworden. Wir erleben mit, wie in der Dunkelheit des Kerkers allmählich und qualvoll die Phantasie ins Bedrohliche sich ausweitete; der schmerzende innere Dialog, der sich selbst ernähren und leerlaufen muß, der bei keiner Antwort ausruhen kann, die fixe Idee der Flucht, die Erwägung sämtlicher Möglichkeiten, das wirkt wie das langsame Zerpflücken einer illusorischen Blume. Und wie großartig heben sich von dem dunklen, eigentlich geschichtslosen und daher unheimlichen Hintergrund des Kerkers die verschiedenen Gestalten und Charaktere seiner Leidensgenossen ab! Nur ihre Leidenschaften zeugen noch davon, das dies lebendige Menschen sind, denn jegliche Handlung bleibt ihnen versagt. Der naive Liebhaber, der Geizige, der Eitle, der Spion, sie erscheinen auf dieser gespenstischen Bühne wie Gestalten aus Dantes Inferno, jede in einer ihr eigenen Dimension agierend. Das eigentlich Reale ist derart umschattet und dem Menschen entzogen, daß alles seinen gewohnten Standort einbüßt und der kleinste Vorfall zum verhängnisvollen Schicksalsschlag anwächst, den Wert einer Kostbarkeit oder das Ausmaß eines ungeheuerlichen Greuels annimmt. Nichtigkeiten werden zu wahrsagenden Zeichen der Hoffnung oder der Verzweiflung. Die Einbildungskraft beherrscht alle Lebensregungen, Wirklichkeit und Unwirklichkeit sind unbestimmbar vertauscht. Solche Abschnitte allein schon fordern gebieterisch, ihren Autor – den „Abenteurer“ Casanova – in erster Linie der literarischen Welt zuzuordnen.

So aufschlußreich und unerläßlich zum Verständnis der Memoiren Casanovas die literarischen, soziologischen, geistes- und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte auch sind, so würdigt diese Betrachtungsweise den Text doch vor allem als Quellenwerk. Um aber der Gestalt dieses Autors als Persönlichkeit und Schriftsteller gewissermaßen von der Grundstruktur seines Lebensentwurfs her gerecht zu werden, wollen wir einen Ansatzpunkt ins Auge fassen, der eine philosophische Interpretation erfordert: wir meinen das Phänomen des Erotischen. Zu diesem Zweck gehen wir von der literarischen Figur des Don Juan aus, denn zweifellos ist Casanova eine ihrer Verkörperungen im Leben.

Die Gestalt des Don Juan

Über den legendären Ursprung der Gestalt des Don Juan wissen wir sehr wenig; literarisch fest umrissen erscheint diese Figur zum erstenmal um 1630 in dem Theaterstück von Tirso de Molina „*El burlador de Sevilla o el convidado de piedra*“. José Bergamin, von dem wir einen meisterhaften Essay über den Don Juan („*Moralidad y misterio de Don Juan*“, Montevideo 1950) besitzen, beginnt seine Interpretation, indem er den Anfang des genannten Werkes von Tirso de Molina wiedergibt: Der Vorhang geht vor einer dunklen Bühne auf, zu sehen ist nichts, aber wir hören eine männliche und eine weibliche Stimme und ahnen, daß die Dunkelheit das Geheimnis eines Liebesabenteuers birgt.

Die weibliche Stimme spricht einen Namen aus, aber nicht den des Don Juan, den wir erwarten, sondern den des Herzogs Octavio. Sollten wir uns getäuscht haben? Der Unsichtbare, der mit jenem Namen angeredet wird, antwortet nur mit „Herzogin“. Die weibliche Stimme läßt sich wieder vernehmen – süß, einschmeichelnd, fragend und hoffnungsvoll ... –, unsere Ahnung bestätigt sich: ohne Zweifel handelt es sich um ein Liebesabenteuer. Der Autor dieser originellen Komödie stellt uns einer dramatischen Situation von dunkel erotischem Charakter gegenüber, auch äußerlich, denn die Dunkelheit scheint der dramatischen Hauptfigur gemäß zu sein. („Dies sind meine Stunden“, wird uns etwas später Don Juan sagen, „die Stunden der Nacht, die sich bis zur Morgendämmerung hinziehen.“) Die weibliche Stimme spricht: „Ich werde gleich Licht bringen.“ – „Aber wozu?“ fragt die trügerische Stimme des noch immer unsichtbaren Don Juan. – „Damit die Seele das Köstliche, das ich genossen habe, bezeugen kann“, antwortet die Frau. – Don Juan erwidert entschlossen: „Ich werde dir das Licht ausblasen.“ Die Antwort macht dem Zuhörer blitzartig einen Betrug offenkundig, schon bevor Isabella etwas ahnt: „O Gott! Wer ist dieser Mann?“ – Die Antwort wirkt präzise wie ein Dolchstoß: „Wer ich bin? *Ein Mann ohne Namen.*“

Diese Antwort hat Bergamin mit Recht als den Schlüssel zum Charakter des Don Juan bezeichnet, und er fügt hinzu, sie sei eine poetische Entdeckung, die wahrscheinlich die dichterische Absicht des Autors selbst übersteige. „Als Don Juan zum erstenmal auf dem Theater erscheint – das zugleich das große Welttheater bedeutet, auf dem ihn so mannigfaltige Verkörperungen erwarten, – ist seine allererste Aussage, er sei ein Mann ohne Namen. Verfolgen wir ihn durch die verschiedenen Metamorphosen hindurch, in denen er keineswegs diese so bezeichnende Anonymität beibehält, so verstehen wir, warum dieser Don Juan, dessen Name dann so vielen Dichtern und Abenteurern als tönende Larve dienen wird, bei seinem ersten Auftritt behauptet, er sei namenlos.“ Er wirft uns, meint Bergamin, seine Namenlosigkeit wie einen Fehdehandschuh an den Kopf, noch bevor es uns gelungen ist, das nächtliche Dunkel zu durchdringen und sein Antlitz zu erblicken, und er tritt mit dieser Herausforderung dem Publikum, der Frau, die er betrügt, ja eigentlich gleichermaßen dem Himmel, der Zeit und Gott entgegen. Er will keinen Namen besitzen, um sich mit der unpersönlichen, sinnlichen Liebe, mit dem Eros schlechthin, zu identifizieren. Er will die Liebe, die nie liebt, die Unverantwortlichkeit des erotischen Abenteuers rein darstellen und durch das Geschlecht zum sieghaften Schöpfer werden. Er stellt sich vor als das, was er in mannigfaltigen Verkörperungen sein wird: Kraft, Verführung, Sicherheit in der Anonymität des Geschlechts.

Aus der Anonymität des Triebes heraus hat bekanntlich auch Kierkegaard das Verführerische der Gestalt des Don Juan gedeutet: „Don Juan ... ist ein Verführer von Grund auf. Seine Liebe ist nicht seelisch, sondern sinnlich, und sinnliche Liebe ist nach seinen Begriffen nicht treu, sondern schlechthin treulos, sie liebt nicht eine, sondern alle, will heißen, sie verführt alle“ (*Entweder – Oder*, S. 100, Düsseldorf 1956).

Die Kunst der Verführung

Mit dem Begriff „Verführung“ verbindet sich heute eine recht abstrakte, allgemeine Vorstellung, denn das wahre, phantasievolle erotische Leben ist weitgehend erloschen und auf die niedrigste Stufe der Sinnlichkeit gesunken, auf der es keine Differenzierung mehr gibt und der Charakter des Spiels fehlt, eines Spiels, dessen Regeln immer neu bestimmt werden durch Milieu, psychologische Situation, durch die Leidenschaften und die Kraft der Phantasie. Im Zeitalter des Barock mit seiner differenzierten gesellschaftlichen Kultur bedeutete das Erotische die Beschwörung einer ganzen Welt, einer anderen, nicht alltäglichen Wirklichkeit mit kunstvoll aufgebauten Kulissen, mit Motiven, Leidenschaften und Reaktionen, die vor allem in der Sprache, durch eine besondere Gesprächskunst als Beschwörungsmittel, wirksam werden. Verführung ist dann ein Spiel. Aus der alltäglichen erstet eine andere Welt mit eigenen Spielregeln, genau vorgeschriebenen Verhaltensweisen, besonderen Stimmungen, die jedesmal aus dem Sinn für das Hier und Jetzt, aus dem Blick für den Einzelfall sich ergeben. Die sinnlichen Triebe und Ziele, wie sie sich aus einer gesellschaftlichen Situation, im Gespräch und Gebaren entwickeln, sind der Stoff, aus dem eine phantastische Welt geformt wird. Dieser Vorgang soll an einem Beispiel verfolgt werden.

Sein Dienst in der venezianischen Armee führt Casanova nach Korfu, wo ihn ein buntes und sorgenloses Leben und Treiben erwartet. Der „Generalprovveditore“ der Insel übt eine unumschränkte Gewalt aus und hat einen kleinen Hof um sich versammelt. Es fällt dem Neuankömmling auf, daß die jungen venezianischen Offiziere zwar ein sehr freies Leben führen und sich auch den Freuden der Liebe hingeben, daß aber von großen Leidenschaften nichts zu bemerken ist; vielleicht, weil es viele käufliche Schönheiten gibt oder weil die Hasardspiele zu stark ablenken: „Diese Spielleidenschaft verdrängte die Empfindungen des Herzens.“ Die Beschreibung des Schauplatzes bildet die Ouvertüre zu der nun beginnenden Erzählung.

Unter den Damen der kleinen Residenz zeichnet sich die Frau eines Galeeren-Kommandanten am meisten durch Schönheit und Galanterie aus. Als Casanova – er ist einundzwanzig Jahre alt – die Dame bei Tisch zum erstenmal sieht, ist er aufs stärkste beeindruckt; aber seine Phantasie erhebt diese Frau in einen Bereich des Erhabenen und Unerreichbaren, der die Gefahr, sich zu verlieben, auszuschließen scheint. Das hohe, schwer erreichbare Ziel gehört zum Spiel als Voraussetzung der Spannung, in die die Spielpartner bewußt oder unbewußt eintreten und die alle folgenden dramatischen Situationen und Abläufe determiniert. Casanova schildert die Ausgangslage im vollen Bewußtsein dieses Sachverhalts; er ist nicht nur der in das Geschehen verwickelte, vom Spiel gefangene Träger der Handlung, sondern er ist zugleich auch der Betrachter, der Voraussetzung und Struktur des Spiels ganz rational analysiert. Er ist nicht nur – wie Don Juan – der Verführer, sondern zugleich der Theoretiker der Verführung.

Der Ablauf des ersten Aktes wird folgendermaßen analysiert: Aus dem Ver-

langen nach dem kaum erreichbaren Ziel entspringt Haß, sobald Casanova bemerkt, daß die Dame ihn überhaupt nicht beachtet, ihn keines Blickes würdigt, ja nicht einmal seinen Namen kennt; dabei müßte er ihr längst bekannt sein, denn er ist Adjutant des ihr gesellschaftlich am nächsten stehenden Offiziers, auch war er durch sein Glück im Spiel in Gegenwart der Dame häufig allgemein aufgefallen. Er sucht sich nun einzureden, daß Frau F. – sie wird stets nur mit diesem Anfangsbuchstaben bezeichnet – eigentlich dumm und oberflächlich ist; er stellt fest, daß er ohne den Haß, den ihr Verhalten ihm eingeflößt hat, sich in Gedanken nie so intensiv mit ihr beschäftigt hätte. Der Haß aber ist die Kehrseite der Verliebtheit, sonst hätte ihr Verhalten ihm gleichgültig sein können. Die fortgesetzten Demütigungen, die er erdulden muß, bewirken andererseits, daß er sich von der Faszination durch diese Frau nicht lösen kann. Die Liebe-Haß-Beziehung als das erste Stadium der Leidenschaft wird wie auf dem Seziertisch zerlegt; der moderne psychologische Roman scheint in der Art, wie das geschieht, schon vorentworfen.

Das alles spielt zunächst im Rahmen gesellschaftlicher Begegnungen, bei denen Casanova ständig durch den Geist und Witz der Dame, die stets die Lacher auf ihrer Seite hat, geschlagen wird. Verärgert beschließt er schließlich, das Ziel seiner Leidenschaft der „ekelhaften Galanterie Sanzognos (eines anderen Adjutanten) zu überlassen, der zwar Handschuhe trug (Frau F. hatte Casanova verspottet, weil er keine trug), aber faule Zähne und einen stinkenden Atem hatte, der eine Perücke trug und dessen Gesicht einer runzeligen Schafshaut glich“. Casanova erkennt genau die Besonderheiten seiner Gefühlslage: Er kann vom Haß nicht loskommen und weiß, daß seine gereizte Eigenliebe ihm die Bosheit der Dame und die Häßlichkeit des Konkurrenten weit über die tatsächlichen Gegebenheiten hinaus gesteigert erscheinen läßt. Die entstehende Leidenschaft entwirft das Operationsfeld, auf dem Casanova seine eigenen Schachzüge ebenso wie die seines Partners mit schärfster Genauigkeit registriert. Er läßt sich einerseits von seiner Leidenschaft mitreißen, weiß aber andererseits genau, daß die verführerische Kraft der Leidenschaft nicht nur ihren Gegenstand in den eigenen Kreis zu ziehen sucht, sondern auch alle Statisten dieser Bühne verwandelt, in ihrem Aussehen bestimmt, ihnen ein liebens- und hassenswertes Antlitz verleiht. Man sollte diese verwandelnde Macht der Leidenschaft nicht „subjektivistisch“ nennen, denn die rationale Objektivität ist einer von der Leidenschaft entworfenen Welt gegenüber ebenso „unobjektiv“, wie es eine chemische oder physikalische Feststellung der Welt eines Kunstwerks gegenüber wäre. Man kann übrigens bemerken, daß Casanova die verwandelnde Kraft der Leidenschaft, die allen am Spiel Beteiligten ihre Rollen zuweist, bewußt zu genießen versteht.

Der zweite Akt des Schauspiels wird durch eine neue Situation eingeleitet. Der Ehemann der Frau F. macht Casanova zu seinem Adjutanten, der damit auch im Dienst der angebeteten Dame steht und die Möglichkeit hat, sich vor ihren Augen zu bewähren. Die fast unmerklichen Wandlungen in den Beziehungen der beiden, die allmählichen Fortschritte werden an Nichtigkeiten registriert: ein Schweigen, die Einwilligung zu einem kleinen, an sich belang-

losen gemeinsamen Geheimnis, die Bestätigung dieses Einverständnisses z. B. durch Nuancen in einem Gespräch vor Dritten; die geringsten Zeichen, die nur der schärfste Blick erfaßt, wachsen in dieser von der Leidenschaft verwandelten Welt zu größter Bedeutung an, eine neue Wirklichkeit kommt für die beiden von der Leidenschaft ergriffenen Schauspieler zum Vorschein.

Dabei geht Casanova psychologisch nach einer genau kalkulierten Taktik vor, behutsam wie ein Schachspieler bei jedem Zug die darauf folgenden vorausberechnend. Er will seine Gegenspielerin dazu bringen, auf ihn neugierig zu werden und etwas von seinen geheimen Gefühlen zu ahnen. Als das gelungen ist, wagt er schließlich einen großen Einsatz und gibt den Zustand seines Herzens zu erkennen, indem er dabei vor allem Zurückhaltung, Feinfühligkeit, Bereitschaft und Wachsamkeit zur Schau stellt. Alle Nuancen der Gesprächskunst werden nun aufgeboten; alles, was in der Unterhaltung billig ist – als Kompliment, als Gesprächsgegenstand, als Haltung – wird sorgfältig vermieden. Was im Gespräch mit der Angebeteten erörtert, erzählt, erwähnt wird, darf in der Gesellschaft absichtsvoll nicht berührt werden, um dadurch das Private und Intime vom Öffentlichen zu unterscheiden, um ständig zu unterstreichen, daß man es unterscheidet. „Was ich Ihnen, Madame, wenn wir allein sind, zu erzählen wage, werde ich Ihnen gewiß nicht öffentlich erzählen.“ Der Eros will seinen eigenen fiktiven und nichtsdestoweniger realen Raum, in dem alles sich ändert, alles neue Bedeutung gewinnt. Vielleicht kommt dem Eros im Zeitalter des Barock ein solcher Vorrang und soviel Wirklichkeit zu, weil er eines der stärksten Mittel ist, eine fiktive Welt zu errichten. Casanova spürt nun, wie sich seine Dame plötzlich gegen die immer mächtiger werdende Leidenschaft zu wehren beginnt, aber er weiß auch, daß diese verbliche Abwehr bereits das Zeichen auswegloser Fesselung ist. Es ist ein ganz neues Stadium erreicht: Die Abwehr hat ihren Grund eigentlich in der Angst, die aufsteigende neue Wirklichkeit, diese ganz von der Beziehung zum Partner abhängigen unsichtbaren Kulissen könnten nicht haltbar sein. Um diese letzte psychologische Schranke zu überwinden, geht Casanova wiederum systematisch ans Werk, und er berichtet auch darüber mit der analytischen Genauigkeit eines Psychologen: „Ich erfand sogleich drei Geschichten, in denen viel von Gefühl und idealer Liebe die Rede war; doch berührte ich niemals den sinnlichen Genuß, *am allerwenigsten, wenn ich sah, daß sie es erwartete.* Bald ließ ich das Zartgefühl, bald die Achtung und zuweilen die Pflicht den Begierden hindernd in den Weg treten. Dann fügte ich wohlweislich hinzu, daß ein wahrer Liebhaber, um vollkommen glücklich zu sein, des letzten Genusses gar nicht bedürfte. Ich sah leicht, daß ihre Phantasie weiter ging als meine Erzählung, und ich bemerkte auch, daß meine Zurückhaltung ihr gefiel. Ich glaubte sie hinlänglich zu kennen, um dies für den besten Weg zu halten, sie zu dem gewünschten Ziel zu führen.“

Und dieses Ziel wird denn schließlich auch mit unfehlbarer Sicherheit erreicht. Allerdings kann Casanova seinen Triumph kaum auskosten, denn schon unmittelbar nach seinem Sieg trennt ein äußeres Mißgeschick auf beinahe tragische Weise die beiden Partner dieses Spiels. –

Selbstverständlich ist nicht alles, was Casanova schreibt, für bare Münze zu nehmen; er selbst ist der Meinung, die historische Wahrheit dürfe zugunsten der inneren Wahrheit der Erzählung bisweilen zurechtgerückt werden. Für uns ist auch nicht von Bedeutung, wie es wirklich gewesen ist, sondern, was er daraus gemacht hat, zu sehen, wie er die Verwandlung der Wirklichkeit, der Situationen, der Handelnden verfolgt und darzustellen weiß, denn damit erweist er sich als einer der großen Schriftsteller der Barockzeit.

Die erotische Erfahrung, philosophisch betrachtet

Warum ist gerade den Zeugnissen des erotischen Lebens, die Casanovas Memoiren durchziehen, eine entscheidende geistesgeschichtliche, ja philosophische Bedeutung beizumessen?

Das heute zur Gewohnheit gewordene und wünschenswert erscheinende „sachliche“ Verhalten unseren Mitmenschen und der Umwelt gegenüber verbirgt uns die Mehrschichtigkeit der Wirklichkeit, sofern wir dazu neigen, sie mit den „positiv“ gegebenen Realien schlechthin zu identifizieren. Nach dem Zeugnis seiner Memoiren steht die Erfahrungswelt Casanovas im Bann einer durch die erotische Beziehung bedingten Stimmung, deren ständige Wandlung den Partner ins Dasein ruft, in seinem Wesen prägt, wieder verschwinden und andere an seine Stelle treten läßt. Sein Leben bewegt sich ständig zwischen den schwebenden Kulissen, in denen Wirklichkeit und Phantasie einander durchdringen. Seinen Antrieben und Einfällen erwartungsvoll hingegeben, stets offen für das Unerwartete, gibt er seinen Leidenschaften freien Lauf und hebt er die Bühne des Lebens auf die Ebene der Fiktion, wo die Liebe waltet und in geheimnisvollen Räumen zauberhafte Geschöpfe in Erscheinung treten. Die Welt wird zur Bühne der Leidenschaften, das Leben zum geformten Spiel, der Eros zum Ursprung der Phantasie in ihrer eigentlichen Bedeutung, nämlich in ihrer Bedeutung als Erscheinungen evozierende Macht.

Hat nun Casanova eigentlich auch die *philosophische* Bedeutung des Eros erkannt? Um auf diese Frage zu antworten, müssen wir etwas weiter ausholen und durch einen – zunächst vielleicht verwunderlich erscheinenden – Hinweis auf die Antike die Problematik in ein neues Bezugssystem bringen. Im „*Phaidros*“ gibt Platon eine Rede des Lysias über den Eros wieder, in der die überraschende These enthalten ist, es sei klüger, sich dem Nichtliebenden hinzugeben als dem Liebenden, denn Eros sei eine zerstörerische Macht.

Diese These begründet Lysias, indem er die unheilvollen Folgen der erotischen Beziehung aufzählt, Folgen, die im Zusammenhang mit unserem Problem des Erotischen bei Casanova von entscheidender Bedeutung sind: Sobald der erotische Trieb sich befriedigt hat und erlischt, bereut der Liebende seine Liebesbeweise und die vergeudete Zeit; er bemerkt, wie sehr er sich in der erotischen Beziehung verschwendet, wieviel mehr er gewährt als empfangen hat; er sieht sich als Opfer einer Verblendung, denn jedesmal war er überzeugt, seine wahre Leidenschaft gälte dem jeweils *Letzten*, den er liebte; ist aber der Rausch der Leidenschaft vorüber, erkennt er seinen Zustand als einen dem

Wahnsinn verwandten, der ihn zu falschen Urteilen und Handlungen verleitet hat; solange jener Zustand anhält, lebt er ständig in der Angst, den Geliebten zu verlieren, und in der Sorge, ihn von anderen fernzuhalten. Die Rede des Lysias entspringt offenbar der Erfahrung, daß das impulsive, leidenschaftliche Leben etwas Erschreckendes ist, das sich mit einer Gewalt bekundet, die wir modernen Menschen kaum noch verstehen können, einer Gewalt, die die friedliche Gemeinschaft der Menschen mit Vernichtung zu bedrohen schien.

Im Bann der Leidenschaft ist das Objekt, worauf sie sich bezieht, nichts Beständiges, sondern etwas Relatives, das auftaucht, verschwindet und ersetzbar ist. Die wechselseitige Abhängigkeit der Liebenden, die Unbeständigkeit der Rollen, die sie beide spielen, macht beide zu Opfern der Leidenschaft und läßt sie die Wandlungen und die Macht des Eros erfahren. Nichts ist mehr beständig, wenn die Gestalt des Liebenden wie die des Geliebten einer Veränderung unterliegen, die je nach den Bedingungen der Leidenschaft auch die anderen Menschen, die Gegenstände, die Szenerie, den Ort und selbst die Zeit einbezieht. Die These des Lysias läuft darauf hinaus, daß der einzige sich gleichbleibende Faktor eigentlich die Leidenschaft selbst ist, daß ihre Macht überhaupt die Geschichten der einzelnen Liebschaften mit all ihren Besonderheiten, Begegnungen, Handlungen, Gesprächen, Rollen und Szenerien beschwört und wieder versinken läßt.

Diese Macht des Eros muß nun auch Casanova in erschreckender Weise gekannt haben. Einmal sagt er, sich auf eine bestimmte Periode seines Lebens beziehend: „Meine Liebeslaune dauerte nie länger als eine Woche, oft verging sie schon nach drei oder vier Tagen, und natürlich schien mir die zuletzt Ausgekorene stets am würdigsten, mich zu fesseln.“ Solche Äußerungen sind ernst zu nehmen, ihre konstante Wiederholung hat eine tragische Färbung und zeigt, wie Casanova einer Macht unterliegt, die viel gewaltiger auf ihn wirkt als die einzelnen Statisten, die sie auf der Bühne des Lebens ihm begegnen läßt.

Obwohl Casanova gewiß nicht als philosophisch begabt betrachtet werden kann – wenn er vorsätzlich theoretisiert und gelehrte Exkurse macht, wirkt er meist banal –, so gelangt er doch auf dem Gebiet des Erotischen zur Einsicht in die hier umrissene Problematik, und seine Bekenntnisse geben nicht nur der erlebten Enttäuschung Ausdruck, sondern sie bekunden auch ein überraschendes Maß an Erkenntnis: „Ich mußte darüber nachdenken, was für ein Zauber mich wohl zwang, mich immer wieder in ein Weib zu verlieben, das mir neu vorkam und das mir doch dieselben Begierden einflößte, wie sie die zuletzt Geliebte in mir erweckt hatte, die letzte, die ich erst dann zu lieben aufgehört hatte, als sie nicht mehr meine Begierden erregte. War denn dieses Weib, das mir neu vorkam, auch wirklich *neu*? *Ach nein, das Stück war immer dasselbe, neu war nur der Titel.* Wenn es mir aber gelungen war, das Stück kennenzulernen, merkte ich dann, daß ich es eigentlich schon kannte? Beklagte ich mich darüber? Fühlte ich mich getäuscht? Keineswegs, und das lag daran, *daß ich bei der Auf-führung des Stückes ständig den Titel vor Augen hatte, den reizenden Titel, der mich verliebt gemacht hatte.*“

Die strahlende Macht des Eros bestimmt den Rhythmus des Spiels, das Partner und Statisten auf- und abtreten läßt, wie sein Gesetz es verlangt. Für diesen Rhythmus des Suchens, Findens und Verlassens ist das faktische Weiterbestehen seiner Subjekte und Objekte völlig belanglos, denn er ist eine dynamische Ordnung, die das Festhalten an bestimmten Gestalten ausschließt. In allen Abenteuern Casanovas erweist sich dies Gesetz als undurchbrechbar: Hat er das erotische Ziel erreicht, so entschwindet ihm der Partner beinahe augenblicklich. Das schildert er mit stets ähnlich wiederkehrenden Formulierungen, die literarisch betrachtet als flache Rhetorik erscheinen; ratlos und verzweifelt – so sagt er wenigstens – fühlt er sich der Macht eines „Schicksals“ ausgeliefert. Ein Beispiel unter zahllosen sind die Sätze, mit denen er das Erlöschen seiner Leidenschaft für Barberina mitteilt: „Ich schenkte Barberina diesmal zwanzig Zechinen, schwor ihr ewige Liebe und ging. Ich hatte damals sicherlich nicht die Absicht, meinen Schwüren untreu zu werden; aber was das *Schicksal* mir noch vorbehielt, ließ sich nicht mit Versprechungen vereinigen, wie sie in einem Augenblick der Leidenschaft dem Herzen entströmen.“ Oder bei einer anderen Liebschaft: „So fesselte mich dies junge Wesen immer mehr, ich hoffte schon, sie würde mir für den Rest meiner Tage angehören. Ich hätte zufrieden mit ihr gelebt und nicht mehr das Bedürfnis empfunden, von einer Schönen zur anderen zu flattern. Aber das *Schicksal* wollte es anders, und gegen die Bestimmung kann man nicht ankämpfen.“ Mit theoretischen oder sogar theologischen Gründen sucht er seine fast manische Unbeständigkeit zu rechtfertigen. „Alle Trennungen sind zum Verzweifeln, und die letzte scheint immer schlimmer als alle früheren. Ich wäre schon hundertmal gestorben, wenn Gott mir nicht eine Seele gegeben hätte, die sich leicht mit allem abfindet und sich in wenigen Tagen beruhigt.“

Unter dem Bann des Eros verfällt Don Juan-Casanova immer wieder der Täuschung, den Partner als ein Individuum, als ein Letztes, Einmaliges und Unwandelbares zu erreichen, und immer wieder erlebt er das Trügerische dieser Vorstellung und erfährt, bisweilen auf höchst drastische Weise, mit Entsetzen die Vertauschbarkeit des Gegenspielers. Eines Nachts hat Casanova in völliger Finsternis das ersehnte erste Rendezvous mit einer angebeteten Schönheit – vielmehr, er glaubt, es zu haben, denn anderntags muß er feststellen, daß eine Intrige ihm eine ganz andere Frau in die Arme gespielt hat: „Plötzlich überkam mich die furchtbare Ahnung, daß ich das Unglück gehabt hatte, in den Armen einer schrecklichen Megäre zu liegen . . . Es war mir unzweifelhaft, daß ich zwei Stunden bei einem Scheusal zugebracht hatte, und was meinen Schmerz vermehrte und mich noch heute mit Abscheu und Ekel gegen mich selbst erfüllt, ist, daß ich mir nicht verhehlen konnte, vollkommen glücklich gewesen zu sein. Mein Irrtum war unverzeihlich, war doch der Unterschied zwischen diesen beiden Frauen so groß wie der zwischen Weiß und Schwarz... Jetzt fluchte ich der Liebe, der *Natur*. . .“

Von der rein sinnlichen Leidenschaft bewegt, sucht der Mensch den anderen als ein selbständig bestehendes, unersetzliches Wesen an sich zu binden, und das erweist sich auf dieser Ebene stets als unerreichbar, denn auf der Bühne

des sinnlichen Eros sind Liebender wie Geliebte nur werdende Aspekte, wandelbare Figuren des Triebrhythmus, der sich immer wieder im Genuß erschöpfen und zu neuen Reizobjekten übergehen muß. „Der Genuß ist ein selbstsüchtiges Kind, das seine Mutter tötet. Wenn nach dem Genuß die Liebe bei nur einem der Beteiligten weiterbesteht, so ist dies schlimmer als ein Mord, denn der, welcher dann noch liebt, wird unglücklich.“ Der sinnliche Eros ist, wie Casanova einsieht, an einen bestimmten Zyklus gebunden; sobald dieser durchlaufen ist, erlöschen die Dekorationen, die Rollen der Schauspieler sind abgespielt, das Stück ist aus; und wenn einer der Partner sich noch darüber hinaus an den Träger der Gegenrolle klammert, gerät er in eine hoffnungslose Lage. Aus diesem Wissen heraus hält Casanova einmal einer jungen Italienerin, der er in Paris in bedrängter Lage geholfen hatte und die auch seine Geliebte geworden war, eine Moralpredigt: „Seien Sie mißtrauisch gegen vergoldete Worte, die ein Mann Ihnen in seiner Leidenschaft sagt, um Ihre Gunst zu erlangen; denn nach dem Genuß erlischt die Leidenschaft, und Sie werden sich betrogen sehen.“ Und durch den Mund der jungen Frau, die für ihre Laufbahn die Huldigung der Männer braucht, macht er auf den Widerspruch aufmerksam, der in dieser tugendhaften Belehrung beschlossen liegt: „Ich will mit Ihnen von meinem künftigen Beruf sprechen. Ich soll die Tugend üben, um jemand zu finden, der sie nur liebt, um sie zu zerstören.“

Nach unserer allgemeinen Vorstellung von der erotischen Beziehung ist sie ein Verhältnis zwischen Individuen, die sich begegnen und aus deren Begegnung der Eros entspringt. Casanovas auf Erfahrung gegründete Theorie, die sich – so merkwürdig das klingt – mit der des Lysias in Platons Dialog deckt, belehrt uns, daß es sich umgekehrt verhält: Das Walten des Eros führt die Begegnung herbei, und diese erst bestimmt die Partner in ihrem Wesen als Träger der Handlung im Zyklus des erotischen Spiels. Und dieser Sachverhalt ist Paradigma für die Funktion der Triebe und sinnlichen Leidenschaften überhaupt: Es ist nicht so, daß erst Lebewesen da sind und dann Triebe, sondern die einzelnen Lebewesen sind Organe der Triebe und bleiben eben deswegen auf der Triebebene *anonym*. Diese transzendente, d. h. Erfahrung ermöglichende Macht der Triebe – als Urwirklichkeit – hat Casanova als Grunderfahrung seines Lebens dargestellt. Nur von der Wirklichkeit dieser anonymen und transzendentalen Macht her, einer Macht, die nicht auf eine Welt der Subjekte, Relationen und psychologischen Strukturen reduziert werden kann, ist zu verstehen, was sonst unerklärlich bleiben würde: daß ein kluger, psychologisch differenzierter und literarisch hochbegabter Mensch wie Casanova sich nicht im Spannungsfeld des rein erotischen Lebens langweilt; das Phänomen der Langeweile tritt erst auf, wenn man schon außerhalb aller Spannungsfelder steht. So ist es auch verständlich, daß der Eros, als eine der stärksten die äußere Wirklichkeit verwandelnden Mächte, in der irrationalistischen Welt des Barock – in der das „Tatsächliche“, das „Faktische“, das „Greifbare“ nicht den Vorrang hat – eine so große Rolle spielen konnte. All die Erscheinungen, die in der Barockepoche wie im Leben Casanovas eine so große Rolle spielen – die Freude am Unerwarteten, Unvorhersehbaren, die Neugier, die

Verzauberung, die Illusion, die Maskerade –, können sich vor allem in einer vom Eros als verwandelnder Macht wesentlich bestimmten Welt entfalten. Es erhebt sich nun noch die eine Frage, ob die Erfahrung des Erotischen, wie sie sich in Casanovas Memoiren darstellt, diesem Geist, der bei aller Hingabe an das Erleben auch ständig der Reflexion bedurfte, nicht noch Fragen aufgab, die zu einer anderen Antwort drängten.

Casanova hat am Ende seines Lebens einen langen und sehr merkwürdigen Roman 1788 in Prag veröffentlicht: „*Icosaméron, ou l'Histoire d'Edouard et d'Elisabeth*“. Auch in diesem absonderlichen phantastischen Abenteuerroman spielt die Frage nach dem Wesen der Liebe eine entscheidende Rolle, und zwar nicht so sehr als Leitmotiv der Handlung, sondern als hintergründiges Problem.

Edouard und Elisabeth sind ein junges englisches Geschwisterpaar, das im Malstrom Schiffbruch erleidet, aber auf eine merkwürdige Art gerettet wird; es wird nämlich in einer Bleikiste durch die Rinde unseres Erdballs hindurchgezogen und gelangt so in den hohlen Innenraum der Erde, der vom Volk der Megamikren (Großkleinen) bewohnt ist. Edouard ist vierzehn, Elisabeth zwölf Jahre alt. Der Trieb der Natur führt sie zusammen, die Geschwister werden Mann und Frau, und ihre Nachkommenschaft schwingt sich zur Herrschaft über die Megamikren auf. Wichtig ist gegenwärtig zu halten, daß diese Megamikrenwelt von Casanova als das irdische Paradies dargestellt wird – wir werden gleich auf die Bedeutung dieser Romanidee noch zurückkommen –, und man hat, nicht ganz zu Unrecht, bemerkt, daß diese phantastisch-utopische Erzählung in mancher Hinsicht Jules Vernes oder H. G. Wells vorwegzunehmen scheint.

Wie wir eben andeuteten, hat sich Casanova die Welt der „Megamikren“ als das irdische Paradies vorgestellt, was er mit langwierigen und teilweise absurden theologischen Erwägungen zu rechtfertigen sucht. Es ist jedenfalls eine Welt vor dem Sündenfall, in der der Mensch sich seiner Geschlechtlichkeit noch nicht bewußt ist und keine Tribleidenschaft in ihrem Auf- und Abschwanken kennt. Ähnlich wie in der vierten Lobrede auf den Eros in Platons „*Symposion*“, sind Mann und Frau in der Megamikrenwelt zu einem einzigen Doppelwesen verbunden. Auch bei Platon liegt ja dieser Zustand vor einem „Sündenfall“, nämlich der Erhebung der noch unschuldigen, fast göttlichen Doppelwesen gegen die Götter.

Es ist wohl nicht ganz abwegig, zu vermuten, Casanova habe mit seinem utopischen Roman eine Art Überwindung seiner eigenen Liebeserfahrung im Leben gesucht. Besonders deutlich kommt das zum Ausdruck in der Widmung des Romans an den Grafen Waldstein: „Die Liebe kann bei den Megamikren nicht eigentlich Leidenschaft genannt werden, denn sie ist ein Gefühl, das keinem Wechsel unterliegt, weder verringert noch verändert wird, und man kann sie als die wirkliche Substanz ihres Lebens bezeichnen, denn ihr ganzes Leben ist nur eine Liebe, die unverändert fünfundvierzig Jahre fortbesteht, nachdem drei Jahre vergangen sind, um sie zu entfachen.“ Und nun folgen ganz platonisch wirkende Formulierungen: „Die zwei Wesen, die ein unzertrennbares

Paar bilden, kommen auf die Welt, um zu lieben, und sterben in der Liebe, denn sie geben einander die lebhaftesten Liebesbeweise bis zum letzten Augenblick ihres Lebens. Ihr Erlöschen kann man nicht Sterben nennen, sondern nur einen leisen Übergang, denn dieselbe Liebe wird in der Ewigkeit unsterblich fortleben. Wir sollen nach dem Wortlaut der Heiligen Schrift selbst zwei Körper bilden, die Megamikren aber sind eins in zwei Körpern.“

Platon unterscheidet in seiner „*Politeia*“ Gegenstände, Erlebnisse, Erfahrungen, die sich zur philosophischen Betrachtung eignen, und andere, die dazu ungeeignet sind. Die ersteren sind solche, die in sich keinen Widerspruch enthalten, den Geist nicht zwingen, über sie hinaus zu fragen; die letzteren sind diejenigen, die über ihre Tatsächlichkeit hinausweisen, weil sie vieldeutig, schillernd und widerspruchsvoll sind. Das Erotische gehört zu diesen Phänomenen. Casanova hat sich nicht zu einer Philosophie der Erotik erhoben, aber er hat mit seinem utopischen Roman den Ausdruck einer tiefen Sehnsucht und den Niederschlag einer Hoffnung auf Lösung seines Lebensproblems hinterlassen, ein Zeugnis, das auch seine Memoiren in einem neuen Licht erscheinen lassen kann.

BLICK IN DIE ZEIT

PETER HELLER

UNTERSCHIEDE IN DER DENKART AMERIKANISCHER UND DEUTSCHER INTELLEKTUELLER

Wer seine Lehrjahre auf zwei verschiedenen geistigen Kontinenten absolviert hat, ist zu vergleichender Betrachtung genötigt. Er hat die Macht der Gemeinplätze und Denkgewohnheiten erfahren, er fühlte sich selbst in die Netzwerke von Meinungen und Überlieferungen verstrickt. Wir wissen zwar, daß jede Verallgemeinerung der Vielfalt Gewalt antut. Dennoch können wir die Wirklichkeit der erlebten Normaltypen – des deutschen und des amerikanischen Intellektuellen –, die uns mehr als Fiktionen, wenn auch weniger als Individuen sind, nicht verleugnen. Es gibt Fälle, in denen sich Vereinfachungen empfehlen, sei es auch nur, um zum Widerspruch zu reizen und eine genauere Durchdringung anzuregen.

I

Unser geistiger Deutscher ist auf die Einzahl der ersten Person eingeschworen. Er fahndet nach dem eigenen Wesen. Er will im unzweifelhaft erlebten Ich-Gefühl, im metaphysischen Ich, welches das Nicht-Ich setzt, im „jemeinigen“ Dasein sein Denken verankern. Unser Amerikaner betont, daß die andern sind, konzipiert sich selbst, wie jede Individualität, aus der Sicht der Gesellschaft, die ihm als ihrem Mitglied das Recht auf eigenen Anspruch zuzuerkennen hat. Seine Sorge gilt dem Rahmen – wann aber der Substanz?; des andern Streben dem Inhalt – wann aber der Form? Hat hier der Einzelne, der sich auf die Suche nach dem Selbst begibt, den Vorrang, so dort die gemeinsame Unternehmung – ein research-project – der Suche nach der „good society“.

In der Utopie dieses Amerikaners herrscht die Koinzidenz von Eigen- und Gemeinnutz, schafft das ständig erneuerte Wunder einer Gemeinschaft, die aus dem Zusammenwirken der ungezwungenen Einzelnen entsteht, durch maximale Befriedigung der Einzelinteressen und durch das Höchstmaß an Eigeninitiative das Beste für alle. Die Freiheit, die er meint, ist auf Wirksamkeit im gesellschaftlichen (politischen, wirtschaftlichen) Bereich bezogen; Individualismus soll sich als Freizügigkeit innerhalb dieser Sphäre erweisen, nicht als müßige Besinnung auf das zweifelhafte *Ineffabile* jeweiliger Einzigartigkeit.

Mochte auch der Deutsche einst das Gemeinwesen – dessen Wohl dem Eigennutz scharf entgegenstellend – über alles erhoben haben, es war ihm aus Staat oder Volk ein überdimensioniertes Ich geworden. So hätte ihm das Opfer des eigenen Lebens immer noch erlaubt, in sich selbst einzugehen. Nicht primäre Bezogenheit auf die andern fand in der Mystisierung der Kollektivseele ihren Ausdruck, sondern die Übertragung der Selbstbezogenheit auf ein überindividuelles Wesen, das als das wahre transempirische Sein gelten

sollte. Durch die symbolische Person wurde es anschaulich. Damit wollte das traditionelle amerikanische Mißtrauen gegen „hero-worship“ nichts zu schaffen haben. Ankämpfend gegen eine eigene, immer stärkere Neigung – gegen die Verehrung charismatischer Führer, gegen die Geniereligion – blieb man der nivellierenden Andacht vor der „community“ treu.

Heute macht der westdeutsche Intellektuelle den Versuch, den (geistig gewichtigeren) apolitischen Teil seines (bürgerlichen) Erbes zu zelebrieren. Den amerikanischen Studenten, der Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen für einen politisch-sozialen Traktat hält, verweist er an die wahre, metaphysische Freiheit. Er versteht darunter die Fähigkeit, sich, fern dem gesellschaftlichen Nexus von Rechten und Pflichten, auf das eigene Wesen zu besinnen, die Einsicht, jenseits des Sagbaren, in die Notwendigkeit der Übereinstimmung mit dem verborgenen Seinsgrund und damit zugleich das bewußte Sicheinfügen in die göttliche Ordnung des Universums.

Während des ersten Weltkriegs sprach Santayana die Wendung, die sich innerhalb der deutschen Philosophie mit und seit Kant vollzogen hatte, als egozentrischen Irrweg und Hybris an. Schon die Leibnizsche Monadologie kündigte ihm die Umkehr ins Ich an, in jene Welt, die nur im Subjekt oder durch das Subjekt des Erkennens gegeben ist, nicht aber als eine unabhängige erkennbare objektive Realität. Hatte nicht Goethe, das Vorbild des geistigen Deutschen, Persönlichkeit als höchstes Glück der Menschen bezeichnend, die Bildung des ganzen Einzelnen erstrebend, dargetan, wie Welt-Erleben in Selbst-Gefühl und Selbst-Ergründung zu verwurzeln sei? Seinem Wort, daß die eigenen Werke nur Bruchstücke einer Konfession seien, war man bis zum Überdruß gefolgt. Nicht die vom Autor abgelöste künstlerische Produktion war kanonisch geworden. Ein Jahrhundert lang galt das Werk als Vorstufe zur Annäherung an ein kanonisches, vorbildlich reiches, weltumspannendes Ich. Kraft dieser Wendung zum erlebenden Subjekt – anhebend mit Klopstock, weitergeführt von Stürmern und Drängern und von der Romantik – hatten deutsche Dichter zum erstenmal in der Geschichte der modernen europäischen Literatur Schule gemacht. Der einzige gewichtige deutsche Beitrag zur Großform europäischer Prosa war der Bildungsroman gewesen, die Darstellung der Entwicklung und Entfaltung eines Ich.

Indem Santayana hervorhob, daß Kant, nach deutscher Art, sein Augenmerk auf das Subjekt des Erkennens lenkte, es objektivierte, auf seine Welt schaffende Struktur hin untersuchte und die Möglichkeit gültiger Erkenntnis aus seiner Beschaffenheit ableitete, machte er ihn zwar nicht zum Subjektivisten. Und doch hatten nicht zufällig schon die Romantiker die durch Fichtes unegozentrisches Ich weitergeführte Wendung in vulgärsubjektivistischem Sinne mißverstanden. Mußte einem Santayana Hegels hypostasiertes Bewußtsein als Projektion eines Ich gelten, so war ihm Schopenhauers rastloses Ding an sich erst recht eine Spiegelung der Psyche. Die zwei Aspekte der Welt als „Wille“ und als „meine Vorstellung“ besiegelten die Vergewaltigung des Universums durch das Subjekt. So mündete denn bei Nietzsche die schon durch Lessing und Goethe angebaunte Relativierung der Wahrheit ein in die Verherrlichung lebenssteigernder Illusionen, die allein dem intellektuellen und emotionellen Elan des freien Geistes dienten, der nicht mehr den Weg zu einer Wahrheit für alle sucht, sondern nur die einzige, eigene; mithin nichts anstrebt als Entdeckung und Bereicherung seiner selbst. Und war Nietzsches Werk eine Hymne der Selbstbezogenheit, so sollte als Coda auch die Existentialphilosophie – ein Meditieren vom Subjekt des Erlebens her – in deutschen Köpfen zur Entfaltung kommen.

In den zwanziger Jahren warf Thomas Mann dem deutschbürgerlichen Kulturideal vor, daß in ihm das Soziale nicht genügend Raum innehat. „Doktor Faustus“, die Geschichte eines Meisters der inwendigsten aller Künste, der hochmütig asozial und apolitisch den Abgründen der Selbstsuche verfällt, war als Symbol für das Scheitern jenes Kulturideals gedacht, dem auch Manns Werk in absprechender Liebe zugehörte. In der Beharrlichkeit, mit der sie auf Selbstergründung, Selbstliebe, Selbsthaß und Selbstkritik bestanden, waren die Exerzitien des letzten großen deutschen Schriftstellers offenbar repräsentativer ausgefallen – auch für die restaurative Bürgerlichkeit –, als man wahrhaben wollte. Noch einmal sei an die Lehre erinnert, daß der Urgrund des Selbst eins ist mit dem Wesen Gottes oder des Universums, und daß in suchendem frommem Regreß auf das Innerste zugleich das Eigentliche gewonnen wird: Seinsnähe, Gottesunmittelbarkeit oder gar Koinzidenz mit dem Göttlichen in der eigenen Tiefe. Von den Mystikern des späteren Mittelalters an bis auf den heutigen Tag, bis zu Hesse und Heidegger, schwingt dieser Glaube (der freilich von weit her kommt) in ungezählten Werken der deutschen Literatur als ein Grundton mit.

In „Sein und Zeit“ wird das Verlorensein an die Öffentlichkeit des Man geschildert, das niemand und alle sind. Das Dasein steht als alltägliches Miteinandersein in der Botmäßigkeit der andern. Das Man sind die andern, aber auch man selbst. Unauffällig und nicht feststellbar ist seine Diktatur. Wir genießen, wie man genießt; lesen, sehen, urteilen über Literatur und Kunst, wie man liest, sieht, urteilt; wir finden empörend, was man empörend findet. Im Man oder als Man ist jeder der andere, keiner er selbst. Zum Man gehört die Durchschnittlichkeit der Konvention, das Verleugnen des Vorrangs, der Ursprünglichkeit, des Geheimnisses, die Einebnung aller Seinsmöglichkeiten zugunsten einer Öffentlichkeit, die blind ist gegen Unterschiede des Niveaus und der Echtheit, in der es keine wahre Entscheidung gibt, nur ein unverbindliches Leichtnehmen und Es-sich-Leichtmachen, die falsche Beruhigung durch die Hemmungslosigkeit eines Betriebs, in dem man vermeint, alles zu verstehen, alles zu können, dabei immer mehr abfällt von den eigenen Möglichkeiten, um der Bodenlosigkeit des Wirbels zu verfallen.

Heidegger bestätigt die Tradition. Gegenspieler des Man ist das eigens ergriffene Selbst. Das alltägliche Mit-Sein mit andern ist nichtig; wertvoll ist, was den Einzelnen in die Erkenntnis vereinzelter Daseins zwingt: die Angst, welche das Dasein als *solus ipse* erschließt, das Gewissen, das als „Aufruf zum eigensten Selbstseinkönnen“ das Selbst seines Verstecks im Man beraubt. Der spätere Heidegger folgt denn auch dem mystischen Weg, um durch das derart gewonnene Selbst zur Kommunikation mit dem Urgrund des Seins zu gelangen.

Hier kommt es uns darauf an, daß Heideggers Schilderung des Man zugleich eine Kritik am „Amerikanismus“ bedeutet. Ist das Man nicht die öffentliche Meinung, die niemand und jeder hat, deren Exponent, der „common man“, als anonymer Träger amerikanisch-demokratischer Gesinnung gefeiert wird? Gewiß ist der amerikanische „scientism“, der aus dem abstrahierenden Verfahren der Wissenschaften ein Credo macht, Wirklichkeit einschränkt auf Realitäten „open to public inspection“ und die Manipulierbarkeit der Welt verkündet, eine Sicht vom Man her, die alles, was ist, als neutrale Vorhandenheit und dingmäßige Gegebenheit für jedermann versteht. Ist der Amerikaner nicht dazu geneigt, dem „bigger and better“ töricht zu vertrauen und flieht in Betrieb und Wirbel, um die

Selbstbegegnung zu vermeiden? Hält er die mechanische Erschließung eines nivellierten Vielerlei, das zunehmende Getriebe modern zivilisatorischer Prägung nicht für „Aufstieg“ und „konkretes Leben“, wobei er sich nur über die eigene Leere hinwegtäuscht, sein Vakuum überspielt? Die Vorherrschaft des Geredes als Nachschwätzen der vom Man für das Man manipulierten Phrase, die Macht des Slogans, die Neugier nach dem bloß Quantitativen, die Vorliebe für jene, von Heidegger ausdrücklich zur Sphäre des Man gerechneten Media: für die Benützung öffentlicher Verkehrsmittel und die Verwendung des Nachrichtendienstes (Zeitung), in denen jeder wie der andere ist, gelten ebenso als amerikanisch wie die Zweideutigkeit, in der das Nachgeächte sich den Schein der Echtheit gibt, das Echte sich den Verdacht der Scheinbarkeit gefallen lassen muß. Bei Heidegger heißt es: „Der Andere ist zunächst ‚da‘ aus dem her, was man von ihm gehört hat, was man über ihn redet und weiß . . . Jeder paßt zuerst und zunächst auf den Andern auf, wie er sich verhalten, was er dazu sagen wird. Das Miteinandersein im Man ist ganz und gar nicht ein abgeschlossenes gleichgültiges Nebeneinander, sondern ein gespanntes, zweideutiges Aufeinander aufpassen, ein heimliches Sich-gegenseitig-Abhören. Unter der Maske des Füreinander spielt ein Gegeneinander.“ Solche Gesinnung berücksichtigt den Charakter nur insoweit er sich im öffentlichen Wettbewerb darstellt. Sie entspricht dem Zwang „to keep up with the Joneses“, dem kompetitiven Konformismus. – Das „geworfene Miteinandersein in einer Welt“, in der das Jemeinige abgeschliffen und verleugnet wird – ist das nicht der amerikanische „melting-pot“? So setzt unser Deutscher dem Vorwurf der Selbstbezogenheit die Anklage des „Verfallenseins an das Man“ entgegen.

John Dewey bezeichnete die Philosophie als Ausdruck eines Konflikts in einem kulturellen Gefüge. Ihre Aufgabe sei es, die Ursachen des Konflikts aufzuzeigen und eine für die Allgemeinheit verbindliche Lösung vorzuschlagen. Jede Philosophie, möge sie sich noch so abstrakt oder fachlich-technisch geben, sei ein Plädoyer für ein gesellschaftliches Ideal. Denken stellt sich als gesellschaftlicher Prozeß dar, der, auf gesellschaftliche Fragen bezogen, der Verbesserung der Gesellschaft zu dienen hat. Je öffentlicher die Methode, je gemeinsamer die Basis, desto wesentlicher das Ergebnis. Dieser Pragmatismus will den Begriff der Wahrheit zwar relativieren, aber nicht subjektivieren. „Truth is what works“, etwas, was funktioniert, was sich für die meisten oder für alle, für die menschliche Gesellschaft überhaupt als nützlich erweist. Der Wahrheitsbegriff des Pragmatismus verweist zunächst und zumeist auf das äußere Leben, ist eng mit dem Tun und der gemeinsamen Arbeit verknüpft. „Truth is a good guide to conduct, falsity is not.“ Kriterium für die Güte des Handelns ist der Gemeinnutz. Der „Methode der Intelligenz“, welche die Bedeutung und den Wert von Ideen, Gewohnheiten, Sitten, Einrichtungen im Hinblick auf ihre Folgen – auf die „in die Breite der Gesellschaft wirkenden Konsequenzen“ – zu überprüfen hat, entspricht, nach Dewey, die Idee einer „echt kooperativen Gesellschaft“, in der der Einzelne, nicht mehr mit sich entzweit, reichlich Gelegenheit hat, seine Möglichkeiten zu verwirklichen. Der Wahrheitsbegriff des Pragmatismus führt stracks in die Utopie der Gemeinschaft.

Der Pragmatismus hat heute seine Schwungkraft verloren. Andererseits wird, was gestern als modern galt, vielfach erst heute offiziös. So etwa bei Conant, dem Ex-Präsidenten von Harvard, der – als Pragmatist – wissenschaftlichen Theorien nur den Wert von „policies of thought“, von nützlichen Denkstrategien zuspricht und, in national gefärbter Nachfolge

Deweys, glaubt, Amerikas Aufgabe liege weder im Bereich des abstrakten Denkens noch in Kunst und Dichtung, sondern in dem Beweis, daß eine seit langem erträumte Gestaltung der Gesellschaft nun auch in der Wirklichkeit zu erreichen sei. Ähnliches hört man denn auch in Amerikahäusern.

Der akademische Betrieb bestätigt ebenfalls noch die hier betonten Tendenzen. Der Behaviorist, der die Psyche unter Ausschaltung der Introspektion aus öffentlich inspezierbaren Verhaltensweisen erschließen will, verleugnet gern das Innenleben. Die Psychoanalyse erfuhr durch ihre Verpflanzung nach Amerika sogleich nicht nur eine Sozialisierung und Soziologisierung, sie wurde und wird auch dazu benützt, bisher Privates publik zu machen. Mancher amerikanische Soziologe sammelt bloße blinde Tatsachen, „facts and figures“. Seinem öden Objektivismus, der mit einem Faktenwust das Aufkommen jeder Idee verlinkert, steht aber diesseits des Atlantik oft ein Subjektivismus kühn spekulativer Selbstprojektion gegenüber, der auf einen „inverted pinpoint of fact“ weitausgreifende Theorien gründen will, die bei näherem Hinsehen umfallen. Bekannt ist die amerikanische Hochachtung vor unpersönlicher Registrierarbeit, die Manie für Statistiken und „objective tests“. Selbst in den Humaniora spricht man abfällig von einem „emotional thinker“. Dem Deutschen galt hingegen eine „Sicht von leidenschaftlicher Eigenwilligkeit“ allzuoft als Beweis der Genialität.

Ein emotionales Denken ist zumeist auch ein personales, welches Begriffe und Worte nicht zu bloßen Mitteln und Zeichen versachlicht, sondern ihnen Rang und Würde, Eigengewicht und Wesenhaftigkeit zuerkennt. Mag eine völlige Neutralisierung des Sprachgebrauchs menschenunmöglich sein, die Bemühung um eine keimfreie Terminologie ist bezeichnend, ebenso wie das entgegengesetzte Bestreben, das die Aussage um keinen Preis auf einen objektiv faßbaren, „rein diskursiven“ Gehalt einschränken will. Novalis sprach vom Musizieren mit Gedanken – ein Genre, in dem die Deutschen früher zu Hause waren. Ernst Jüngers Werk will dieser Gattung zugehören, und einem Heidegger begegnet vom Westen her der Vorwurf, er habe eine Gedankendichtung an die Stelle einer sachlich faßbaren Lehre gesetzt. Eignet personale Denken in emotionalen Begriffen eine Affinität zum Kult der Sprache, dem Worte magische Gebilde sind, so neigt man auf der Gegenseite zu einem Nominalismus, dem das Wort als reines Hilfsmittel, der Begriff als nützliche Abstraktion gilt. Dort werden dichterischer und philosophischer (sachlicher) Sprachgebrauch scharf getrennt; hier zerfließen die Grenzen. Die deutschen Dichter sind meist philosophischer, die deutschen Philosophen oft dichterischer als die amerikanischen. So liegt denn auch die größte Schwierigkeit beim Übersetzen aus dem Deutschen in der Unübertragbarkeit jenes Fühlendens und Denkfühlens, jener Begriffs- und Wortkonfigurationen, die kraft mitschwingender affektiver Assoziationen und Rangwerte zugleich und unteilbar Aussage und Evokation sind.

Der amerikanische Akademiker beanstandet, daß in Deutschland die akademische Atmosphäre immer noch entscheidend von antiker Metaphysik, von Existentialismus und spekulativ personaler Theologie mitbestimmt wird, welche allesamt an den „Inwendigen Menschen“ appellieren. Der deutsche Gast stellt fest, daß in Amerika den Sozialwissenschaften, der „social psychology“, der „political science“, der Nationalökonomie, dem Pragmatismus sogar und wohl auch einer gewissen praktischen Frömmigkeit – welche allesamt in die Welt, ins öffentliche Leben, in die Gesellschaft hinaus weisen –, immer noch eine übermäßige Bedeutung zukomme. In der Tat haben die Humanisten in Amerika meist

ein schlechteres Gewissen als die Soziologen, von denen manche glauben, die optimale Gestaltung einer künftigen Gesellschaft hänge von ihren Bemühungen ab.

Der Laie weiß nichts vom Modewesen in den exakten Wissenschaften. Wenn er aber erfährt, daß die moderne Physik ihre prinzipielle Unfähigkeit entdeckt habe, die Vorgänge „an sich“ festzustellen – der Akt der Beobachtung verändere die Phänomene –, so leuchtet ihm ohne weiteres ein, daß der repräsentative deutsche Physiker, dessen Namen, Heisenberg, er aus der Zeitung kennt, diese Gelegenheit wahrnehmen muß, um nun in philosophischen Exkursen, von der Wissenschaft selbst her, den Subjekt-Faktor einzubeziehen, also eine in die Richtung des erkennenden Subjekts zielende Modifikation des wissenschaftlichen Wahrheitsbegriffs in Angriff zu nehmen. Und ebenso selbstverständlich – eine Angelegenheit des Stils – ist ihm das Mißtrauen der amerikanischen Physiker, die diesen Schritt nicht mitmachen wollen.

II

Den Nützlichkeitskalkül des Amerikaners – so sagt unser deutscher Intellektueller – lehne er in höherer Instanz ab, nicht um das Unnütze gutzuheißeln, sondern weil er sich weigere, in allem nur Mittel zum Zweck einer aufs Äußerliche, Praktische gerichteten Verbesserung zu sehen – Behelf zur Perfektionierung der Gesellschaft, Ware zur Befriedigung eines Markts –; er wisse um das In-sich-Ruhen, das Sich-genug-Sein der Dinge und Wesen. Da der Nützlichkeitsbegriff so weit gefaßt werden kann, daß er alles und nichts enthält, verdankt man seinen Gebrauchswert offenbar einer Verengung auf die als bekannt vorausgesetzte praktische und materielle Sphäre. Heimlicher Wunsch unseres amerikanischen Humanisten ist ein handliches Buch, das für Zwecke des Unterrichts sowie zur eigenen Beruhigung den planen Nutzen der Geisteswissenschaften, der Philosophie, der klassischen Literaturen schwarz auf weiß beweist. Dieser Utilitarismus mindert das akademische Prestige des Geisteswissenschaftlers, hebt das des „educators“ und „administrators“. Hat sich auch das gesellschaftliche Vorurteil, das den Amerikaner unter Druck hält, in den letzten Jahrzehnten gemildert – es ist nicht zuletzt der Verdacht eigener Nichtsnutzigkeit, der ihn zur Steigerung seiner Tätigkeit antreibt. In Deutschland ist man in den letzten Jahrzehnten gewiß „amerikanischer“ geworden; mit dem utilitaristischen Wissenschaftsoptimismus eines Dewey aber hat der deutsche Ordinarius – soviel weiß er – nichts zu schaffen. Selbst dem Physiker gilt hier der Satz, daß Wissen Macht sei, als zu niedrig. Möge der zweckfreie Atommeiler dem Selbstzweck der Bildung dienen!

Dewey empfahl – die Frage nach der Substanz, welche allen spezifischen Veränderungen zugrunde liegt, auf sich beruhen zu lassen. Man frage danach, inwiefern spezifische Veränderungen dem Erreichen konkreter Ziele dienlich oder abträglich sind. Statt dem Geist nachzuforschen, der den Dingen ein für allemal ihre Form verlieh, richte man sein Augenmerk auf die spezifischen Intelligenzen, die eben jetzt von den Dingen geformt werden. Statt nach einem summum bonum zu fahnden, überlege man, wie sich durch intelligente Verwaltung und Formung des Gegebenen hier und jetzt ein größeres Maß an Gerechtigkeit und ein Zuwachs an Glück realisieren lassen, und überlasse es nicht gegenwärtiger Nachlässigkeit und Dummheit, die Möglichkeiten der Verbesserung zu versäumen oder zu vereiteln. Diese Mahnungen, welche dem Deutschen wie das Gegenteil von Philosophie klingen, mögen heute auch für die amerikanischen Philosophen uninteressant geworden sein; für die Durchschnittsmentalität, die in den Erziehungsanstalten Amerikas vorherrscht, sind

sie immer noch charakteristisch. Unserem Amerikaner tut es wohl, wenn er sich, zur Beruhigung der eigenen Unruhe, auf das jeweils Naheliegende beschränken darf, was nicht bedeutet, daß er, dort angelangt, haltmachen will. Keineswegs hält er die Welt für erkannt. Auch glaubt er nicht, der Vorgang ihrer empirischen und intellektuellen Erschließung werde je vollendet sein. Seiner Scheu vor Festlegung der „ultimates“ entspricht sein Vertrauen in die „supremacy of method“, den Vorrang der Methode – der wissenschaftlichen, die ohne einengendes Dogma auskommen will, oder der demokratischen, die uns ermöglichen soll, im Handeln, Lernen, Lehren zusammenzustehen und vereint fortzuschreiten, „ohne Übereinstimmung bezüglich letzter Glaubensartikel zu fordern“. Wenn er die Behauptungen einer Ursache aller Ursachen und eines letzten Ziels als unüberprüfbar beiseite schiebt, meint er damit nur seinem Glauben an den uneingeschränkten und (zumindest potentiell) kumulativen Prozeß der menschlichen Erfahrung zu dienen. „Need and desire“, Bedürfnis und Wunsch, die der Energie Richtung und Ziel weisen, gehen hinaus über das, was ist, transzendieren Wissen und Wissenschaft. Sie eröffnen ständig den Weg in die unerforschte Zukunft (Dewey). Im Kino wird daraus das pathetische Finale einer Reportage: „Time marches on.“

Amerikaner und Deutscher stimmen offenbar darin überein, daß zum Wesen des Menschen das Überschreiten seiner jeweiligen Grenzen gehöre. Ein Lichtkreis schiebt sich in das umgebende unabsehbare Dunkel vor. Als Träger des Lichts will der Amerikaner die Bestätigung des Fortschritts darin sehen, daß der Sektor, dem er eingegliedert ist, unaufhörlich in Bewegung bleibt, ja sich erweitert. Immer wird noch mehr Licht sein! Nie wird diese beseligende Erhellung ihr Ende finden. Der andere erkennt das Ewige und Beseligende darin, daß er sich als Lichtträger des unerschöpflichen Dunkels bewußt wird. Schaut oder springt der Amerikaner gern in den Lichtbezirk zurück, um das Gewonnene zu genießen, so ist es dem Deutschen tiefster Genuß, in das mächtige Element zu spähen oder hinauszusegeln, um von dort aus die Unzulänglichkeit des Erreichten und die Geborgenheit der Lichtwelt im Dunkel zu empfinden. Ist für den einen das Unbekannte ein erwünschtes Negativum, Abwesenheit einer Schranke, Gelegenheit, sich als das expansive Wesen Mensch zu erweisen, so ist es für den andern ein Mysterium, das höchste Positive, zu dem ein mächtiger Eros ihn hintreibt, da des Geheimnisses innezuwerden, die Krönung des Mensch-Seins bedeutet. „Entscheidend für alles, was uns Menschen möglich ist, bleibt es, das Geheimnis, daß eine Welt ist und wir darin sind, zu erhellen, aber nicht zu verdecken“ (Jaspers).

Indessen schließen Systemzwang und Hang zum Mysterium einander nicht aus. In der deutschen Verehrung des Geheimnisses liegt ein quietistischer Zug, das Bedürfnis zur Ruhe des Seins, zur Statik der Anschauung zu gelangen, dem auch mit Systematik gedient ist. Die Geschichte der deutschen Philosophie weist eine Reihe geschlossener Gebilde auf, deren jedes alleingültig sein will. Unser Amerikaner scheut nicht die Systematisierung der Teilgebiete, wohl aber des Ganzen. So wollte auch der Pragmatismus kein System sein, „only an attitude of orientation“. Die Welt soll offen bleiben, der Dynamik kein Abbruch getan werden. So mißtraut man dem kodifizierten römisch-europäischen Recht; das angelsächsisch-amerikanische case-law gilt als vernünftiger. Den Deutschen, der bei jeder Gelegenheit die Forderung auf eine abgerundete Weltanschauung erhebt, hält man für eine komische Figur: in der Politik, heißt es, täte man besser daran, in der mittleren Breite ge-

meinschaftlicher Praxis zu bleiben; in Kunst und Dichtung sei die prätentöse Sucht absurd, Abenteuerlich deutsch, durchaus befremdlich mutet unseren Amerikaner ein Phänomen wie der George-Kreis an, in dem ein Dogma verbindlicher Haltungen als das einzig Wahre und Richtige propagiert wurde. Abwegig klingt ihm die Behauptung, jedes Kunstwerk trete mit dem Anspruch auf Alleinherrschaft auf. Er hält sich für einen Pluralisten und findet es erfreulich, wenn man vielerlei goutiert. Wo dem europäischen Akademiker die Tragödie als tief, das happy end als kitschig gilt, neigt der College-Freshmann zu der Ansicht, die ungemilderte Tragödie sei morbide; zumindest möchte er den Guten belohnt, den Bösen bestraft sehen. In der poetischen Gerechtigkeit steckt ja ein happy end, aus ihr läßt sich noch Vertrauen in die Weltordnung, ein erfreuliches Prinzip (das er für moralisch hält) herauspräparieren. Was, so fragt er, soll jene hohe Bitterkeit, die gerade den Helden zugrunde gehen läßt?

Allerdings ist es richtig, daß vom Optimismus der amerikanischen Jugend nur mehr mit Vorbehalt die Rede sein kann. Das hindert sie nicht daran, ihn von Pädagogen und Predigern zu erwarten, und von allem was offiziell, erhebend oder bildend zu sein beansprucht. Ist aber die moderne amerikanische Literatur nicht durchaus unoptimistisch? Zum Teil bestätigt freilich auch sie die Leitbilder, welche die geistig-akademische Sphäre noch beherrschen. Sie meldet im Namen ebendieser Ideale einen Protest gegen den status quo an. Sie prangert sub specie des amerikanischen Traums und der Utopie die Übel der amerikanischen Realitäten an. Gerade darin liegt ihre Kraft. Dennoch kommt in den Werken amerikanischer Dichtung, Belletristik, Kunst – mögen sie rebellisch und protestierend, oder (wie zumal die Produktion der jüngsten Generation) resignierend in ihrer Grundhaltung sein – ein „anderes Amerika“, die Kehrseite der hier besprochenen „Ideologie“ zum Ausdruck. Das ändert nichts an der Tatsache, daß die Akademiker im Durchschnitt zumeist der Ideologie die Treue bewahren. Selbst in Fällen, in denen eine Personalunion etwa zwischen Dichter und Professor, Romancier und Kritiker stattfindet, läßt sich oft an den zwei Schichten der Produktion, der theoretischen und der künstlerischen, die unterschiedliche Stilisierung, einmal im Sinne des dominanten „positiven“ Denkens, das andere Mal im Sinne der „negativen“ künstlerischen Ausdruckswelt beobachten. (Dissonanzen und Gespaltenheit der Persönlichkeit sind kein Prärogativ des Europäers.)

Deutscher Tradition gemäß ist die Sympathie mit dem Tode: Werthers Todesrausch, die Todessüchtigkeit eines Novalis, Tristans Selbsterfüllung im Liebestod, der Hang zu Selbstzerstörung und Untergang, den wir mit dem Begriff der Götterdämmerung verbinden; aber auch Schopenhauers Kapitel über den Tod in der „Welt als Wille und Vorstellung“, Freuds Behauptung eines Todestriebs, Heideggers Definition des eigentlichen Lebens als vorlaufende Entschlossenheit zum Tode. Zahllos sind in der Tat die Anzeichen einer positiven Verbundenheit mit diesem „ultimate“ jedes Menschenlebens, die in Amerika zunächst Mißtrauen, Abwehr, den Verdacht des Krankhaften erregen. Hingegen gehört zum Rüstzeug der antiamerikanischen Satire, daß drüben die Leichen aufgeschminkt und einbalsamiert werden und man die Toten schneller vergißt, die Gräber mit weniger Andacht pflegt als hier. „What the Germans curiously call the problem of death“ – heißt es in einem amerikanischen Buch über Thomas Mann –: ein Satzfragment, in dem der Unterschied zweier Welten liegt. Mit dem Tod hören ja die Probleme auf. Problematisch ist das Leben, nicht weil es endet, sondern weil es uns immerwährend vor neue, zu bewältigende Probleme

stellt. Soweit also dem Amerikaner Denken Befreiung aus dem Selbst bedeutet, mißverstehet er die tragische Lebensauffassung als anmaßende Beschäftigung mit dem eigenen Tod, mit dem persönlichen Versagen, oder mit Tod und Versagen des Einzelnen überhaupt, als ein ungebührliches Wichtignehmen des Partikulären angesichts des gewichtigeren Lebens der Gemeinschaft. Wem aber das Selbst das wahre Datum jemeiniger Existenz ist, der muß auch mit Tragik und Tod befaßt sein, um zu dem zu gelangen, was er als den Kern des Lebens erkannt hat.

III

Ist nun diese Zusammenfassung, so wird man fragen, nicht dazu angetan, die Bedenken gegen die bisherigen Unterscheidungen zu vermehren? Dient etwa unserem Exponenten deutschbürgerlicher Überlieferung die Betonung der Selbstsuche heute nicht dazu, die Kollektivierung, die auch ihn erfaßt hat, zu verleugnen? Wenngleich von „rechts“ oder von der „Mitte“ her propagierte Kollektivismen starke Anleihen bei der Tradition der Inwendigkeit machten, so sprengten sie doch ihren Rahmen – und der Geist der Bürgersöhne Marx und Engels geht auch in westdeutschen Köpfen um. Gewichtiger für eine Untersuchung, die auf den anerkannten Denkstil der Intellektuellen beschränkt bleibt, ist die Erwägung, daß seit je im deutschen Geist der Neigung zur „personalen“ Sicht die Fähigkeit zur entschieden sachlichen entgegensteht, der Subjekt-Bezogenheit eine radikale Objektivität den Widerpart hält. „Deutscher Sachlichkeit“ verdankt die Nation seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren wissenschaftlichen Ruf. Heute ist das Mißverhältnis zwischen einem geistig-restaurativen Bereich, in dem die personale Tradition zelebriert wird, und dem „realistischen“ Deutschland, in dem die Versachlichung um so entschiedener den Ton angibt, offensichtlich. Doch auch in der Breite der geistigen Arbeitswelt ist das Neben-, Gegen- und Ineinander der Tendenzen festzustellen. Grad und Art ihrer Durchdringung ließen sich im einzelnen an Gebilden deutschen Denkens ermitteln, etwa an den Entitäten mancher Philosophen, die mehr sind als bloße Begriffe, jedoch weniger als personale Wesen. Eingehendere Betrachtung deutscher Geistigkeit im Vergleich zur amerikanischen würde aber bestätigen, daß dem intensiv „inwendigen“ Deutschen ein extrem sachlicher gegenübersteht, oder vielmehr, daß beide Seelen – die personale und die entpersönlichte, auf Versachlichung erpichte – einander in derselben deutschen Brust begegnen. Indem z. B. Jaspers, der Philosoph des „offenen Horizontes“, das Transzendieren verabsolutiert, gewinnt er die Möglichkeit, Werden und Sein, Dynamismus und Quietismus miteinander zu versöhnen. Die Einsicht in die Bewegung selbst enthüllt ein Prinzip, das über sie hinausgeht und jenseits ihrer die Ruhe verbürgt: das Sein der Bewegtheit. Verlegt man den Bedeutungsakzent von dem sich verändernden Lichtkegel auf die Grenzsituation, den Grenzübergang selbst, so bleibt dieser als Transzendieren ewig der gleiche, ohne daß Bewegung dadurch geleugnet wird. Daher heißt es bei Jaspers auch, wir hätten die Klarheit im Wissen des Nichtwissens gesteigert, seien aber im Entscheidenden keinen Schritt weiter als der Dichter der Rigveda. Da Jaspers an einem Ewig-Gleichen festhält, kann er im alten Stil, welcher der Statik verpflichtet bleibt, von der „Stille des Seins“ sprechen und den Fortschrittsgedanken ablehnen. So enthält selbst seine Offenheit noch so etwas wie ein geschlossenes System. Da das Verabsolutieren der Bewegung – wie etwa bei Hegel –, oder die Hervorhebung des „nunc stans“ in ihrem Innersten, mit Jünger zu reden: der Ruhe im Zentrum des Rades, für den deutschen Denkbereich überhaupt charakteristisch ist, lehrt

diese Erwägung, daß hier nicht bloße Statik vorherrscht, sondern entschieden statische und ebenso durchgehende dynamische Tendenzen einander begegnen.

Die Nötigung, die Extreme zusammenzuspannen, läßt sich auf allen Gebieten verfolgen. Man denke an Nietzsche, den von der Statik „ewiger Wiederkehr“ versuchten Dynamiker, oder an ein Leitmotiv deutschen Denkens wie den Begriff des Organischen, welcher zwar der Bewegung verpflichtet ist, aber als Entfaltung eines vorgegebenen „Wesens“ oder einer immanenten „Gestalt“. Auch der deutsche Entwicklungsroman, der dargestellt, wie man wird, was man ist, illustriert den Versuch, Sein und Werden zu harmonisieren; in der Biographie und Geschichtsschreibung neigt der Deutsche, so entschieden historisch er auch denke, dazu, Epochen der Entwicklung als Verwirklichung und Entfaltung von vorgegebenen Wesenheiten aufzufassen, wenn nicht gar, wie Spengler, als Projektionen von quasi-statischen, jenseits des Wechsels liegenden Gestalten in der Dynamik historischer Abläufe. Allerdings müssen der Dynamik überall – und also auch im amerikanischen Denken – Schranken gesetzt werden; die versachlichende Tendenz wird stets durch die personale gemildert. Die humanisierende und begrenzende Kraft, die im besonderen dem amerikanischen Begriff der „community“ eignet, wird von Europäern oft unterschätzt.

Der Deutsche stellt gern das personale und statische Wunschbild der „Gemeinschaft“ dem Angsttraum von einer depersonalisierten, anonym-vermaßten, seelenlosen „Gesellschaft“ gegenüber. Die landläufige Kritik an Amerika verzerrt so das Konzept der „community“ im Sinne des entwertenden Gesellschaftsbegriffs. Das amerikanische Ideal indes ist zwar weniger innig-statisch, weniger idyllisch, loser und ungebundener als diese konservative Idee, aber auch wärmer und lebendiger, verpflichtender und beseelter als das Schreckbild „mechanisierter“ und „atomisierter“ Öffentlichkeit. In die Idee der „community“ geht ein personaler Glaube an die Integrität und Freiheit des Einzelnen ein. „Cooperation“ und „neighbourliness“, Willigkeit zur Zusammenarbeit, Bereitschaft zu Hilfe und Geselligkeit sind nicht nur Masken der Unpersönlichkeit. Sie haben ihren eigenen Eros, der zwar kühler und freier, sachlicher und flexibler ist als eine von patriarchalischen Sentiments in die Vergangenheit projizierte Utopie treuherzig-biederer Stammes-, Volks- oder Glaubensgemeinschaft, dem aber auch die Humanisierung des Szientismus zu verdanken war, zu dem sich heute mancher Europäer nur den Roboter und das maschinelle Hirn einfallen läßt. Bei den führenden amerikanischen Denkern verwandelte sich der Glaube an die Wissenschaft, der jetzt freilich auch in Amerika durch die Angst vor der Selbstzerstörung erschüttert ist, in das Ideal einer selbstlosen Gemeinschaft nicht nur der Wissenschaftler, sondern aller Menschen. Bisher erwies sich gerade das amerikanische Leitbild der community als geeignet dazu, die spezifisch modernen Tendenzen ohne Bruch in sich aufzunehmen.

Damit ist angedeutet, wie Einseitigkeiten unserer Gegenüberstellung zu korrigieren wären und manche Widersprüche sich auflösen ließen. An Versachlichung und Dynamisierung haben alle modernen Völker teil. Es sind die durchgehenden Charakteristika der spezifisch modernen Errungenschaften. Dem vergleichenden Rückblick erscheinen die Lebens- und Denkformen des Mittelalters als wesentlich statisch und personal gebunden. Indes versteht sich, daß aus der heutigen Perspektive auch Epochen „unmodern“ – überwiegend personal und statisch traditionell – wirken, die einst Träger moderner Entwicklung waren. Nicht anders verhält es sich mit der Dynamisierung. Die alten personalen Mächte – Papst,

Kaiser, König – sollten eine Ordnung aere perennius garantieren, der Einzelne, ohne über seinen Stand hinauszustreben, den ihm zukommenden Platz einnehmen und das vorgezeichnete Lebensmuster nach der Weise der Väter erfüllen. Mobilität zeichnet die modernen Demokratien aus. Der freie Wettbewerb, zu dem jeder jedem ebenbürtig antreten soll, gilt für die Wirtschaft, für die Politik, für das Karrieremachen überhaupt. Wechsel, Fluidität, Dynamik werden zum Leitprinzip erhoben. Obgleich entschiedene Versachlichung und Dynamisierung allgemeine Kennzeichen der Moderne sind, gibt es in der westlichen Welt in Hinblick auf diese Tendenzen Unterschiede des Grades und der Betonung. Ernst Jünger meint, der Europäer gleiche seinen Städten, „in denen immer noch alte Gassen und Paläste sind“, indes sich in Amerika „das bewegte Erbe rein abgespalten“ habe. Ähnliche Übertreibungen hört man auch bezüglich der Versachlichung. Sie enthalten einen berechtigten Hinweis auf die Verlagerung der Akzente. Nicht zufällig gelten die gängigen europäischen Vorwürfe gegen Amerika der Dynamisierung („Hast“, „rastlose Oberflächlichkeit“), oder der Versachlichung („öde Mechanisierung“, „Verflachen menschlicher Beziehungen“); indes die amerikanische Kritik an Europa – „Privilegien- und Kastenwesen“, „Dünkel des Ranges“, „Starrer Traditionalismus“, „Eigensucht und borniertes Festhalten am engsten Interesse des eigenen kleinsten Kreises, der Familie, aber auch des religiösen oder ethnischen Verbandes“, „Personenkult und Intoleranz“ – sich gegen statische und personale Aspekte richtet. Die deutsche „Selbstbezogenheit“ steht hier einer radikaleren neuzeitlichen Gesinnung als vergleichsweise konservatives Mittelglied gegenüber. Hier wird ein entschieden personales und statisches Element noch festgehalten, wenn auch keine personale ganze Welt. Indem durchgehende personale Ordnung zerbricht, wie dies seit dem Mittelalter geschieht, wird das „Selbst“ gewissermaßen frei und autonom, wobei aber auch diesem Konzept noch ein betont „personaler“ Charakter anhaftet. Das geistige Deutschland gewann seine besondere Bedeutung als Kriegsschauplatz für den Konflikt zwischen den modernen und den alten Weisen der Orientierung, es sei, so wurde oft behauptet, dazu berufen, nach beiden Seiten hin zu protestieren.

So schrieb man auch Faust, dem traditionellen Symbol des deutschen geistigen Menschen, den Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Glaube, dynamischer Unrast und inniger Gebundenheit, mephistophelischer Versachlichung und personaler Seelenhaftigkeit, moderner Diesseitigkeit und der Sehnsucht nach den Gefilden hoher Ahnen zu. In grandiosem Zwielicht, schwer zu fassen, alt und modern zugleich, revolutionär und konservativ in einem – so erscheinen die repräsentativen Gestalten der deutschbürgerlichen Überlieferung seit Leibniz, wenn nicht seit Luther, bis in das zwanzigste Jahrhundert. Selbst die Ideologie des Nationalsozialismus wollte ein Synthesensurrogat aus dynamischer Sachlichkeit und personalem Kult, aus Technik und Romantik, zusammenbrauen.

Dürfte nun klargeworden sein, daß die überspitzten Vergleiche zwischen amerikanischem und deutschem Denkstil sich nicht auf reine Gegensätze, sondern auf zwei Variationen über das gleiche Thema bezogen, so wurde hier doch eine Entwicklung vernachlässigt, die, längst auffällig geworden, sich kurz und ungenau als „Amerikanisierung“ Europas und „Europäisierung“ Amerikas bezeichnen läßt. – Wie schon erwähnt, sind manche amerikanischen Akademiker, die sich in der wahren Avantgarde fühlen, heute dem Szientismus, Positivismus, Pragmatismus und Liberalismus abhold. Und wer will noch links stehen? Über die Exkommunisten kommt man zu den „Neokonservativen“. Autoren wie Kirk und

Viereck erregten in den letzten Jahren Interesse. In manchen Kreisen zitierte man lieber Burke als John Stuart Mill. Die Rettung Metternichs war Mode geworden, selbst bei Leuten, die bodenständig sein wollen statt international – ein Wort, das ihnen verdächtig klang. Ist in den „little magazines“ nicht in einem Fort von Tradition die Rede? Begabte Studenten in den Humaniora wandten sich noch vor einigen Jahren gerne soziologischen oder semantischen Problemen zu. Jetzt neigen sie zu existentiell-theologischen und ethischen Fragestellungen, oder sie befassen sich mit „rein ästhetischen“, das heißt formalen Problemen. Bezeichnend sind die Konversionen zum Katholizismus und der Aufschwung des Thomismus. Der Atheismus kommt nicht mehr in Frage, und die Psychoanalyse, deren Vertreter selbst recht konservativ geworden sind, gilt schon seit vorgestern nicht mehr als dernier cri. Man stellt fest, daß die Jugend, selbst die intellektuelle, heute konventioneller ist oder sein will, als die „fortschrittlichen“ Eltern es waren. Tritt Amerika erst jetzt, dem Beispiel Westeuropas folgend, in die „restaurative“ Phase ein?

Wie schwer die Anzeichen zu deuten sind, hätte einem deutschen Konservativen etwa am Beispiel des amerikanischen Neokonservatismus aufgehen können, der, wie manche seiner Exponenten zugaben, dem echten Liberalismus oft zum Verwechseln ähnlich sah. Gewiß wird heute der Versuch gemacht, dem „Geist“, im Verein mit religiösen Tendenzen, wieder überempirischen, göttlich-personalen Sinn zuzusprechen. Feststellen läßt sich die Unzufriedenheit mit einem richtungslosen Wissenschaftskult, wobei ungewiß bleibt, ob diese Unzufriedenheit zu einer Erneuerung positiven Glaubens führen wird. Betont wird der Protest gegen die Entpersönlichung der „lonely crowd“, gegen den Konformismus. Ebenso aber wie der amerikanische Neokonservatismus entscheidend geprägt war von der amerikanischen Tradition demokratischer Freiheit, wird auch der Einspruch gegen das „Man“ in die Sorge um die Fundamente der „good society“ einbezogen.

Als Symptom zu bewerten wäre freilich auch die amerikanische Literatur, zumal die Lyrik, die so etwas wie ein Ventil für die unhappy few ist. Die moderne amerikanische Literatur stellt immer wieder die Hohlheit des modernen Menschen dar, wobei neben der Anklage im Namen der Utopie auch die Ablehnung der Utopie selbst zum vollen Ausdruck kommt. Zweifellos sind heute in Amerika, so wie hier, nicht nur die Künstler und nicht nur die Intellektuellen, sondern breite Schichten zutiefst berührt (tiefer als sie es selber ahnen) wenn nicht von dem Problem, so von der Wirklichkeit des Wertzerfalls.

Es fragt sich aber, was aus der Konfrontierung mit dem Nihilismus gemacht wird. In deutschen Kreisen floriert vor allem die Literatur über die Krise, die, immer noch im Anwachsen, auch in Amerika schon seit längerer Zeit umgeht, wiewohl der Kulturpessimismus drüben bei weitem nicht so verbreitet ist wie hier, wo man oft so tut, als gehöre er zum guten Ton. Auch deutsche Gegenbewegungen zu den von uns hervorgehobenen traditionellen Elementen sind unverkennbar. So gibt es gerade unter der jüngeren Generation der Intellektuellen manche, die metaphysischer „Egozentrik“ abgeneigt und gewillt sind, das erkennende oder erlebende Subjekt in der Philosophie, das „erfühlende Ich“ in der Lyrik, aus dem Mittelpunkt zu verdrängen. Der Einfluß Amerikas auf die deutsche literarische Produktion seit 1945 ist nur allzu deutlich. Aus Amerika dringen jetzt „empirische Soziologie“ und „political science“ in das öffentliche Bewußtsein ein. Was aber als „Amerikanisierung“ bezeichnet wird, läßt sich ebensowenig wie die oben behauptete „Europäisierung“ Amerikas aus bloßen Importen erklären. Es handelt sich um eine Überkreuzung der geistigen Strömungen, womit das Bild sich kompliziert.

Diese Erwägung widerspricht nicht dem Glauben, daß die eigentliche, vordringlichste geistige Aufgabe der Epoche darin bestehe, die alten Weisen der Orientierung mit den modernen Errungenschaften zu integrieren. „Ganzheitliche“ Formen der Besinnung, welche jeder Lebenskunst und Lebensweisheit, der Religion, den Künsten, selbst den Humaniora zugrunde liegen, wollen mit den Partialleistungen rationalisierter Wissenschaftlichkeit, Technik, Wirtschaft zu neuer Einheit gebracht werden. Die nötige Harmonie des Ganzen, die erforderliche Selbsterkenntnis des Menschen, seiner Bedürfnisse, seines Gesamtzustandes, kann nicht allein einer Bemühung im Sinne der modernen Tendenzen entspringen, die immer nur Teilwissen, vereinzelte Fähigkeiten und Teilgewinne schaffen. Insofern man das in Deutschland, in Europa überhaupt deutlicher spürt und klarer ein- sieht, ist die Mentalität des europäischen Akademikers der durchschnittlichen ameri- kanischen „voran“, und zwar weil der Europäer noch nicht oder nicht mehr so „modern“ ist wie der Amerikaner.

Überall und ununterbrochen wird heute von jedermann die Wirklichkeit verleugnet. Unser amerikanischer Intellektueller, immer noch geneigt, sich den modernen Tendenzen allzu vertrauensvoll zu überlassen, tut so, als ginge ihn die offenkundige Bedrohung der lebendigen Welt durch die Beschleunigung der Partikel und durch die einseitige Erweite- rung der Kenntnisse und des technischen Könnens nichts an. So ebnet er mit gutem Ge- wissen den Weg, der über die Barbarei zur Zerstörung führen muß. Was hilft aber, andererseits, das apokalyptische Geschwätz? Was ist eitler als die Verzweiflung des Literaten, es sei denn das unkräftige Als-Ob, die Weihe einer besseren Welt, die nur den Betrieb, in dem sie als Erholung vorgesehen ist, beschönigt?

Vielfach hat heute der eine, woran es dem andern fehlt. Da kann gegenseitige Ergänzung von Nutzen sein. Bleibt aber der Austausch je auf Tugenden beschränkt? Im Hinblick auf den vorliegenden Gegenstand der Betrachtung sind Hoffnungen ebenso müßig wie die Hoffnungslosigkeit.

„Darwin hat und wird recht behalten.“ Diesen Satz lesen wir – gleich zweimal, zum Beginn und zum Schluß – in einem umfangreichen, bebilderten Aufsatz von *Gerhard Heberer*, den die Tageszeitung „Die Welt“ am 16. August 1958 publizierte. Es wäre töricht und hochmütig, den zitierten Satz abzuwerten, weil er (neben einem Artikel über die Boheme der USA) in einer Tageszeitung steht. Denn der Formulierer des Satzes ist zwar seit Jahrzehnten auch als Journalist – und speziell als Propagandist der Lehre Charles Darwins – sehr rege tätig; heute freilich nicht mehr mit dem politischen Aspekt, der vor 20 Jahren seine diesbezüglichen Publikationen kennzeichnete, als die Darwinistischen Begriffe „Ausmerze“ und „Überleben des Tüchtigsten“ noch zur Dogmatik des Regimes gehörten. Aber Heberer wurde außerdem durch die Herausgabe eines wissenschaftlichen Sammelwerks über die Abstammungstheorie bekannt und amtiert gegenwärtig als Professor der Biologie und Anthropologie an der Universität Göttingen. Wenn er also zu zahllosen Zeitungslesern hin behauptet, Darwin habe nicht nur recht behalten, sondern werde auch in alle Zukunft wissenschaftlich unfehlbar sein, so behauptet er das immerhin als Lehrstuhl-Inhaber einer deutschen Universität. Deshalb müssen wir uns mit dieser seiner Behauptung ein wenig beschäftigen.

Den Anlaß, sie in der Zeitung „Die Welt“ zu formulieren, gab ein Skelettfund des Baseler Paläontologen Hürzeler, der kürzlich in der Toskana (Mittel-Italien) das Tiergeripp und Totenbein eines Geschöpfs ausgrub, dem die Wissenschaft den Namen *Oreopithecus bambolii* verlieh. Fragmente der *Oreopithecus*-Reliquien kannte man schon seit Jahrzehnten, jedoch erst Hürzeler gelangte nunmehr durch einen jener „glückhaften Spatenstiche“, die die Abstammungstheoretiker bei ihrer unentwegten Hoffnung auf Herbeischaffung „fehlender Zwischenglieder“ zwischen Affe und Mensch alle paar Jahre wieder einmal feiern, in den Besitz des Gesamt-Skeletts jener schätzungsweise 10 Millionen Jahre alten Kreatur. Das ermutigt nun Heberer, in der „Welt“ einen „Stammbaum des Menschen“ abzubilden, den er als den „wahrscheinlichsten“ bezeichnet. Ich habe mir seit fast 30 Jahren ein Vergnügen daraus gemacht, solche „Stammbäume“ zu sammeln. Ihre jeweiligen Erfinder drücken sich stets genauso aus, wie es auch Heberer in seinem Aufsatz tut: „Wir Fachleute . . .“ Nun haben aber die, die sich „wir Fachleute“ nennen, von Ernst Haeckel über W. K. Gregory bis zu Hans Weinert und Gerhard Heberer, immer wieder *andere* Stammbäume in ihren Werken abgebildet und mit der Garantiemarke „fachmännisch einwandfrei“ den mehr oder minder staunenden Lesern und Betrachtern dargeboten. Auf zwar wissenschaftlich ernste, aber trotzdem amüsante Weise hat der 1946 verstorbene Münchener Paläontologe Edgar Dacqué in seinem Werk „Urwelt, Sage und Menschheit“ (München 1924) den Stammbaum des Menschen abgebildet, den Gregory 1920 in einer seiner abstammungstheoretischen Fachpublikationen darstellte; Dacqué, ein ganz besonders gründlicher Kenner der vorzeitlichen Lebewesen, setzte neben Gregorys in klaren Linien ausgeführte Stammbaum-Zeichnung noch einmal ebendieselbe Zeichnung, nur daß er jetzt überall da, wo keine Funde und nachweisbaren Zusammenhänge vorliegen, die Linien in Strichelungen umwandelte: und siehe da, von 16 Stammbaum-Linien konnte nur eine einzige, die sich auf den Vorfahren des Schimpansen bezog, ungestrichelt bestehen bleiben.

Immerhin verlegt Heberer den Beginn einer Menschwerdung tief ins Tertiär, rechnet also mit 10 und mehr Millionen Jahren der „Hominidengeschichte“. Weinert ließ erst die Eiszeit verantwortlich dafür sein, daß der schimpansenähnliche *Dryopithecus* (wörtlich: Baumaaffe) infolge der Klima-Katastrophe seine Bäume dahinschwinden sah, platterdings den Erdboden betrat und zum Kannibalen wurde. Ich scherze hier keineswegs: speziell den Kannibalismus stellt Weinert, ebenfalls Universitäts-Professor der Anthropologie (in Kiel), als ein erstes wichtiges Kennzeichen der Menschwerdung dar. Er meint damit aber nicht etwa den kultischen Kannibalismus magischer Naturvölker, sondern den notgedrungenen infolge der Entwaldung. „Willst du jetzt Mensch statt Affe sein, / schlag deines Bruders Schädel ein!“ Neu an Weinerts Interpretation der Abstammung des Menschen war auch, daß er – dessen Lehre damals politischen Schutz genoß und der davon gern Gebrauch machte – die Menschwerdung nicht mehr, wie es vordem meist üblich war, in den suspekt gewordenen asiatischen, sondern in den nordisch gutlegitimierten Donaauraum verlegte. Heberer teilt, darin mit Weinert einig, nunmehr mit, man müsse die Meinung aufgeben, daß die Hominiden vom tropischen Wald her den aufrechten Gang erworben hätten; nur bietet er nicht den Donaauraum, sondern eine „Baumsteppenlandschaft“ als die Fläche an, auf der sich die Aufrichtung des Menschen ereignet habe. Er tut wahrhaftig, als ob wir darüber auch nur das Geringste wüßten! Und „wir Fachleute“ vor ihm, alle taten sie so! Dabei bietet sich uns ein wahrer Wald von fachmännisch konstruierten Stammbäumen des Menschen nicht etwa nur in zeitlichem Nacheinander an, etwa als habe der Fortschritt der Forschung zu immer neuen und stets sehr verschiedenen Umkonstruktionen genötigt, sondern auch in zeitlichem Nebeneinander. Wer die gegenwärtig in der internationalen Fachliteratur dargestellten Stammbäume in ihrer Verschiedenheit vor sich auf den Tisch legt, kommt ganz von selber zu dem Refrain: „Verwechselt, verwechselt das Bäumelein!“ Um nur bei unserem Beispiel zu bleiben: Heberers Stammbaum besteht gleichzeitig neben dem Weinerts, die sehr verschiedenartigen Bäume werden durch professorale Autorität abgestützt – das haben sie auch nötig, denn sie wurzeln in musealem Staub, und das Hypothesen-ge-spinst, das ihr Mark bildet, ist leichter und poröser als Holundermark –, der *Homo sapiens* L. aber kann nun, wenn er Student der Anthropologie sein sollte, darüber nachdenken, ob er seine Ahnen lieber vom Göttinger oder vom Kieler Stammbaum oder von einem der vielen anderen herleiten möchte, die ihm akademischerseits an die Wandtafel gemalt und ins Lehrbuch gedruckt werden.

Bei Heberer kann man im Zusammenhang mit dem *Oreopithecus*-Skelett auch noch etwas recht Überraschendes lernen. Der Menschenstamm, schreibt er, habe sich vor 15 bis 20 Millionen Jahren von den damaligen Menschenaffen isoliert. Er fügt hinzu: „Dieser Zeitpunkt ist aber umstritten. Einige Forscher nehmen erst eine viel spätere Isolation im Pliozän an, andere verlegen die Isolierung in eine frühere Zeit, in das Oligozän.“ Nun gut, man nimmt an und man verlegt. „Am wahrscheinlichsten“ aber ist für Heberer der Beginn der Menschwerdung im Miozän, also im recht frühen Braunkohlenzeitalter. Daraus ergibt sich für ihn, daß die Ausgangsform der Hominiden nicht mehr oder minder ähnlich gestaltet gewesen sei wie die Menschenaffen (*Orang-Utan*, Schimpanse, Gorilla), sondern wie die Makaken und die Hundsaffen; Heberer nennt als Beispiele den Rhesus-Affen und den Pavian. Wie er dazu kommt, Geschöpfe eines so beschaffenen Körperbaus als „unspezialisierte Typen“ zu bezeichnen, ist schlechthin schleierhaft. Die Hundsaffen mit ihrem gewaltig

ausgebildeten Gesichtsschädel, ihrem hochspezialisierten, fast raubtierartig wirkenden Gebiß, ihren Backentaschen, ihrem auffallend kleinen Hirnschädel und ihren stämmigen, etwa gleichlangen Vorder- und Hintergliedmaßen sind in jeder Hinsicht geradezu extrem spezialisierter in ihrem Körperbau als die Menschenaffen, ganz zu schweigen vom Menschen selbst. Das Wort Pavian leitet sich von dem niederländischen Wort „babouin“, „Maul“, her, weshalb man die Paviane auch Maulaffen zu nennen pflegt. Nicht nur werden durch Heberer, nachdem er menschenaffenähnliche Affen ausklammerte, eine Art Maulaffen als unsere Ahnen feilgehalten, sondern sie werden auch noch als unspezialisiert ausgegeben. Die Makaken, zu denen der Rhesus-Affe gehört, sind nicht minder spezialisierte Kreaturen als die Maulaffen, auch sie weisen starke Augenbrauenwülste, einen großen Gesichtsschädel mit massiver Schnauze und einen sehr kleinen, durch eine flach zurückfliehende Stirn gekennzeichneten Hirnschädel auf. Sowohl die Hunde- als auch die Rhesus-Affen haben reduzierte Daumen, ihre spezialangepaßten Pfoten unterscheiden sich von der fünf-fingrigen Menschenhand mit opponierbarem Daumen, die, verglichen mit den Pfoten aller gegenwärtigen und vorzeitlichen Affenarten – und den Vorder-Extremitäten aller Säugetiere überhaupt – „primitiv“ geblieben ist im Sinne von unspezialisiert, ursprungsnah und multipotent. Da Organverminderungen, Organverluste und körperbauliche Strukturen für Spezialzwecke stets nur weiter vorangetrieben werden können in der Entwicklung der Arten, sich jedoch nicht wieder rückgängig machen lassen – der belgische Paläontologe Dollo konnte dieses „Gesetz der Irreversibilität der Entwicklung“ bereits 1893 von harten, konkreten Fossilien-Befunden her aufstellen –, ist allein schon der opponierbare Daumen ein Hindernis, den Menschen stammesgeschichtlich von Affen welchen Gepräges auch immer herzuleiten. Auch sonst gibt es, wie Virchow, Snell, Klaatsch, Westenhöfer und viele andere nachgewiesen haben, überall zwingende Hindernisse für eine solche Herleitung. Ganz wohl ist offenkundig auch Heberer nicht zumute, denn er erfindet – außer seinem Stammbaum – etwas, was vag an physikalische Begriffsbildungen erinnert, nämlich „das Tier-Mensch-Übergangsfeld“; denn immer wo Beweise fehlen, da stellt ein Feld zur rechten Zeit sich ein. Das Tier-Mensch-Übergangsfeld tritt da in Kraft, wo man etwas wissen müßte, wenn man etwas lehren möchte. Die Geschichte der Menschwerdung hat sich nach Heberer in zwei Phasen abgespielt: 1. der subhumanen Phase, die zur Erreichung des aufrechten Ganges führte – und das geschah „in einer Baumsteppenlandschaft“ –, 2. der humanen Phase, in der wir uns (hoffentlich!) heute noch befinden. „Beide Phasen sind durch das ‚Tier-Mensch-Übergangsfeld‘ verbunden“, stellt Heberer fest. Das Tier-Mensch-Übergangsfeld – von dem Heberer nicht verrät, ob man es sich als eine Art Kraftfeld oder mehr als eine Art Umsteigebahnhof vorzustellen habe – liegt, wie er meint, „im oberen Pliozän, zwischen zwei bis drei Millionen Jahren“. Jedenfalls sei es dort „anzusetzen“. Man setzt also das Übergangsfeld an und ist mit Recht gespannt auf den Satz, den Heberer nun folgen lassen wird. Er lautet: „Oreopithecus ist also kein ‚Mensch‘ im üblichen Sinne, sondern, zoologisch gesehen, durchaus ein Tier.“ Nun kann man, definitionsgemäß, zoologisch gesehen niemals etwas anderes wahrnehmen als Tiere. Den Menschen wiederum, da er kein Tier ist, kann man nicht zoologisch, sondern immer nur anthropologisch sehen. Was ist aber, um alles in der Welt, ein „Mensch im üblichen Sinne“? Meint Heberer damit ganz einfach den Menschen, so erübrigt sich seine Erklärung, daß der Oreopithecus kein Mensch gewesen sei, zumal er hinzufügt, man solle ihn zoologisch sehen. „Durchaus ein Tier“ sei der Oreopithecus, heißt es weiter, „und Darwin wird durch ihn keineswegs ‚widerlegt‘,

sondern sogar in speziellerer Weise bestätigt.“ Da staunt der Laie und „wir Fachleute“ wundern uns, denn kein Mensch hat ausgerechnet von dem im Sommer dieses Jahres exhumierten Skelett erwartet, daß es Darwin widerlege. Das war schon lange vordem gründlich besorgt worden, ich nenne nur die Namen der Zoologen Oskar Hertwig, P. Deegener, A. Fleischmann, J. v. Uexküll, Frechkop und Kleinschmidt, der Anthropologen Klaatsch und Westenhöfer, der Paläontologen Dacqué und v. Huene, des Botanikers Nilson und der Philosophen Sombart und A. Gehlen. Es ist nur eine kleine Auswahl, mit Ausnahme des Forschungsinstituts-Direktors Kleinschmidt handelt es sich ausschließlich um Hochschul-lehrer. Inwiefern aber – da es ihn keineswegs widerlegt – *bestätigt* denn das (verbis expressis:) „durchaus Tier“ *Oreopithecus* den guten alten Darwin „in speziellerer Weise“?

Zunächst macht Heberer seine Leser glauben, bei Darwin sei es darum gegangen, daß man eine Stammesgeschichte der Organismen und mithin auch eine des Menschen annehmen müsse. Das jedoch war bereits vor Darwin, seit Lamarck, Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung und Diskussion. Spezifisch für Darwin ist einzig die von ihm geschaffene Theorie, auf welche Weise die Stammesgeschichte erklärbar sei. Seine Theorie ist bekannt: Der Zufall bringt von jeder Art Kreatur immer wieder einige Exemplare hervor, die dem allgemeinen Kampf ums Dasein ein wenig besser angepaßt sind als ihre übrigen Artgenossen; die Besserangepaßten boxen sich durch, während die zufällig nicht so optimal ausgestatteten Exemplare der „natürlichen Auslese“ zum Opfer fallen. Um diese Theorie aufrechterhalten zu können, muß man vor allem annehmen, daß die vom Zufall durch kleine Begünstigungen gekennzeichneten Exemplare ihre Fähigkeit zu erfolgreicher Brutalität auch vererben konnten. Das ist gottlob nicht der Fall. Deshalb gelangten ja auch nicht die Maulaffen, sondern die – verglichen mit der gesamten Tierwelt – labilen, unspezialisierten, nackten und in jeder Hinsicht schutzbedürftigen Menschen an die Spitze des Organismenreichs. Noch heute kann es ein unbewaffneter Mensch nicht mit einem Pavian aufnehmen. Außerdem gibt es die gesamte Skala des Pflanzen- und Tierreichs gegenwärtig in zeitlichem Nebeneinander, Bacillus, Alge und Amöbe leben neben Blütenpflanze, Baum, Menschenaffen und Mensch. Wilhelm Bölsche, der weitaus munterste Stamm-bäumler in den ersten 30 Jahren unseres Jahrhunderts, gab einem seiner Bücher den Titel „Vom Bacillus zum Affenmenschen“. Der Affenmensch, dessen Ahnentafel gleichsam ganz unten beim Bacillus begann, war da zwar bereits ausgestorben – und er hatte leicht aussterben, da er in Wirklichkeit niemals lebte –, aber das, was sich aus dem Affenmenschen entwickelt haben sollte, der Mensch, war und ist nach wie vor von Bacillen umwimmelt. Warum blieben die niedersten und niederen Arten bis heute quicklebendig, wenn sie doch seit unausdenkbaren Zeiten fernem mittels Zufall und Auslese ebenfalls emporgespornt werden mußten – von Rechts oder Unrechts wegen? Ganz genau das Gegenteil der Darwinistischen Theorie trifft zu: Die niedersten Arten haben im Daseinskampf die weitaus größeren Chancen, eine Amöbe ist längst nicht so gefährdet wie ein Hirsch, eine Alge längst nicht so wie eine Passionsblume. Seit dem Kambrium, der nahezu ältesten Epoche der Erdgeschichte, in deren geologischen Schichten wir fossile Lebewesen finden, hat sich eine Brachiopoden-Art, *Lingula*, bis heute völlig unverändert erhalten. Sie wurde durch Zufall und Auslese nicht „weiterentwickelt“, obwohl diese beiden Faktoren, auf die Darwin seine Theorie von der Entstehung der Arten stützt, der *Lingula* doch zweifellos genau so zuteil geworden sein müßten wie den unzähligen anderen Arten. Es lohnt nicht, hier die

Überfülle der Argumente gegen Darwins Theorie vorzubringen. Nur ein einziges Beispiel sei noch angeführt: Das Weibchen des Erbsenkäfers legt mittels seiner Legeröhre je ein Ei in die grünen weichen Erbsen, die sich noch in der Schote befinden. Aus dem Ei schlüpft eine Larve, ernährt sich ein Weibchen von dem weichen Grün der Kugel, in der sie sich befindet – und könnte sich alsdann verpuppen. Jedoch während der Zeit der Puppenruhe verwandelt sich die weiche grüne in eine zementartige gelbe Kugel. Die Erbsenkäfer-Larve kann das zwar nicht wissen, aber sie baut dennoch, ehe sie sich im Innern der Erbse verpuppt, einen Stollen bis dicht an die Kugelschale, der gerade so groß angelegt wird, daß der später aus der Puppe schlüpfende Erbsenkäfer hindurchkriechen kann; und in diesem Stollen läßt sie dort, wo er an die Kugelschale grenzt, ein durchsichtiges „Fenster“ stehen, das genau so dünnwandig ist, um hernach von den Mundwerkzeugen des ausgeschlüpften Käfers aufgestoßen werden zu können. Die erste Erbsenkäfer-Larve der Welt muß, ehe sie sich verpuppte, bereits im Besitz dieser vorsorglichen Verhaltensweise gewesen sein – und zwar nicht auf dem Wege über irgendwelche zufällig besseren oder schlechteren Erfahrungen einzelner Exemplare, wie sich das die Darwinisten vorstellen. Denn „schlechte Erfahrungen“ konnten gar nicht weitergegeben werden, weil sie im zementharten Kugelsarg begraben geblieben wären.

„Zufall plus Daseinskampf“ als Erklärung des Entstehens und der Vielfalt aller Arten im Tier- und Pflanzenreich – von fernster Urwelt bis heute –: *das und nur das ist Darwinismus!* Es bleibt unerfindlich, wie Heberer auf die Idee kommt, ein Tierskelett, das man aus der Erde Toskanas grub, könne auch nur den allerbescheidensten Beitrag zu Darwins Lehre, sei es in widerlegendem, sei es in bestätigendem Sinne liefern. Was er freilich meint, wenn er in dem Oreopithecus-Fund eine Gewährleistung der Unfehlbarkeit Darwins auch noch für alle Zukunft erblickt und dies in Zeitungen verkündet, kann man aus seinem Aufsatz so verschwommen ahnen, wie er es – auch stilistisch wirr – darzustellen bemüht ist. Er erklärt nämlich, der „Oreopithecus sagt natürlich nichts gegen die vielberufene ‚Affenabstammung‘ aus, vielmehr gibt diese Fundgrube uns nähere Anhaltspunkte, wie wir uns diese Abstammung zu denken haben“. Also wir haben uns die Affenabstammung zu denken, das ist zunächst Heberers kategorischer Imperativ. Und nun fährt er fort, daß für den Fall, der Oreopithecus sei tatsächlich ein Hominide, der Hominidenstamm bereits vor 10 Millionen Jahren selbständig gewesen sein müsse; da es damals aber höchstwahrscheinlich noch keine langarmigen Menschenaffen gab, sei es notwendig, „unsere“ Abstammungsgeschichte demgemäß zu „rekonstruieren“, d. h. uns statt der Menschen- die Maulaffen anbieten zu lassen. Aber außerdem sei es noch gar nicht sicher, daß es sich beim Oreopithecus um einen subhumanen Hominiden handle. „Gegenwärtig sind die Experten in der Beurteilung der Stellung von Oreopithecus noch nicht einig.“ Man darf die Frage hinzufügen, wann wohl die Experten hinsichtlich der stammesgeschichtlichen Platzierung lebender und vorzeitlicher Tiere jemals einig gewesen wären. Heberer seinerseits allerdings betont, daß er zwar das Skelett nicht kenne, aber den Oreopithecus nichtsdestoweniger auf alle Fälle für einen „subhumanen Frühhominiden“ halte. Er begründet das von Zahnhöckern und Zahn-lücken her und prägt zusätzlich den kostbaren Satz: „So ist z. B. das Ellbogengelenk so gestaltet, daß es in seinen Merkmalen in den Menschenkreis hineinfällt.“ Das Geschöpf also, das kurz zuvor als „durchaus Tier“ charakterisiert und dann in einen subhumanen Frühhominiden vermutmaßt wurde, hat in seinem Ellbogengelenk Merkmale, mit denen es

in den Menschenkreis hineinfällt, es kann seiner subhumanen Frühhominiden-Fragwürdigkeit eine Elle zusetzen, mit der es nun freilich sogleich hineinfällt, und ausgerechnet in den Menschenkreis! Wer hier noch Klarheit statt ungewollter Komik aufspüren kann, verdient Haeckels „Welträtsel“ als Trostpreis, die doch ungeachtet ihrer Seichtheit wenigstens Satz um Satz erkennen ließen, was der Autor meinte. Wollte man den Weg von Haeckel zu Heberer evolutionistisch werten, so käme man zu trüben Resultaten. Aber „genug ist nie genug“, heißt es bei Conrad Ferdinand Meyer. Heberer fährt also tatsächlich fort. Einzeln gesehen seien die Merkmale des *Oreopithecus* nicht ausreichend, um ihn als hominid zu bewerten, jedoch „das Merkmalskombinat, das ziemlich komplex ist, entscheidet hier in diesem Sinne“. – „So ist *Oreopithecus* natürlich kein Mensch im Sinne der humanen Phase.“ Wenn ich das lese, denke ich an die Überschrift eines Gedichtes von Kurt Tucholsky: „Also wat denn – ja oder ja?“

Heberer meint schließlich, dem *Oreopithecus* dürfe man „natürlich“ nicht zutrauen, „daß er bereits Geräte hergestellt hat. Dazu war sein Gehirn noch viel zu klein. Er ist höchstwahrscheinlich ein subhumaner Hominide, wenn auch sicherlich kein direkter Vorfahre von uns.“ Das Wort sicherlich stimmt sicherlich, denn einen direkten Vorfahren von uns kennt sicherlich weder Gerhard Heberer noch Hans Weinert noch irgendwer sonst. Dies ist aber auch die einzige Sicherheit, für die sich die Stammbäumler verbürgen können. Einen „modellmäßigen Beleg“ stelle der *Oreopithecus* dar, heißt es. Und nun kommt das wahrhaft verblüffende Finale, das ich nicht ohne Hervorhebungen von mir zitieren mag: „Wir Fachleute sind voller Erwartung auf die weiteren Mitteilungen des Finders . . . *Selbst wenn eine genaue Prüfung des Fundes ergibt, daß die Gegenseite recht hat und Oreopithecus doch kein Hominide ist, sondern der Vertreter einer besonderen Menschenaffengruppe, so wird er doch zu den schönsten und wesentlichsten Funden gehören, die wir aus der Geschichte der uns nächst verwandten Tiere, der Menschenaffen, besitzen. Und: Darwin hat und wird recht behalten.*“ Über fast eine ganze Zeitungsseite hinweg klärt uns also der Göttinger Professor darüber auf, daß der *Oreopithecus*-Fund alles noch weit unklarer gemacht hat, als es ohnehin schon war, ja er hält durchaus für möglich, „daß die Gegenseite recht hat“, um dann – ohne auch nur einen Spinnwebfaden von Logik – jählings daraus zu folgern, Darwin habe recht und werde recht behalten. Wäre Heberer lediglich ein in darwinistischer Vorgestrigkeit dilettierender Journalist, so wäre sein Aufsatz immer noch ein Schulbeispiel dafür, wie man auf keinen Fall denken, formulieren und das dann auch noch publizieren darf. Er ist aber Universitäts-Professor der Menschenkunde. Im Jahre 1958.

Ein eminent viel Gescheiterer als er, Albert Einstein, sagte: „Ich werde nie glauben, daß Gott mit der Welt Würfel spielt.“ Und Charles Darwin, der – von seiner Zeit her – viel redlicher und wesentlich bescheidener war als seine ersten Apostel, vor allem aber weit klarer als seine letzten Nachzügler, hat bestimmt nicht geglaubt, er werde für alle Zukunft unfehlbar sein. Das zu behaupten, bleibt Herrn Heberer vorbehalten – und überdies noch in Zusammenhängen, die mit Darwins Theorie nicht das geringste zu tun haben.

NACH DEM TAUWETTER KAM DER FROST

Vor zweiundeinhalb Jahren wurde an dieser Stelle über den Ostberliner „IV. Deutschen Schriftstellerkongreß“ und die dabei zutage tretenden Tendenzen berichtet. Manches deutete damals darauf hin, daß drüben einiges in Fluß geraten und der Literatur ein etwas freierer Spielraum eingeräumt würde. Die Entwicklung schien zunächst diese Vermutung in gewisser Hinsicht zu bestätigen. Die Freiheit zum literarischen Experimentieren wurde nicht nur gefordert, es wurde von dieser Freiheit auch in bestimmten Grenzen Gebrauch gemacht. Dies geht aus einer umfangreichen Rezension hervor, die im Juliheft der in Ostberlin erscheinenden Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ (herausgegeben vom „Deutschen Schriftstellerverband“) erschienen ist. Besprochen wird hier die Reihe „tangente“ des Mitteldeutschen Verlags, in der einige experimentierfreudige Schriftsteller mit Versuchen hervortreten konnten. Jetzt aber weht wieder ein anderer Wind. Denn kritisiert wird in der erwähnten Rezension nicht bloß die literarische Qualität dieser Arbeiten – sie mag kritikwürdig sein –, sondern die ganze Richtung: „Wir brauchen keine Literatur für einen kleinen Kreis von sogenannten ‚Ästheten‘.“ Und in Klammern wird hinzugefügt: „Im übrigen sind die Massen der Leser viel bessere Ästheten.“

Mit diesem Ausspruch ist die neue Situation drüben klar umrissen: Das zögernd einsetzende Tauwetter ist ja seit geraumer Zeit schon beendet, die Kritik an den „revisionistischen“ Bestrebungen ist heftig im Gang, der harte Kurs hat gesiegt. Aufschlußreiche Dokumente dieses Sieges sind die Referate und Diskussionsbeiträge der „Theoretischen Konferenz“, welche im Juni „die Parteigruppe der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands im Deutschen Schriftstellerverband“ durchgeführt hat. Wir finden sie abgedruckt im Juli- und Augustheft der bereits zitierten „Neuen Deutschen Literatur“.

Im Zentrum nicht weniger Referate dieser Konferenz steht die Kritik an den Auffassungen des Literaturtheoretikers Georg Lukács. Zunächst einmal bedauert man es lebhaft, daß man Lukács in den Jahren nach 1945 so etwas wie eine Monopolstellung auf dem Gebiet der Literaturkritik eingeräumt und es unterlassen habe, die früher schon von marxistischer Seite an ihm geübte Kritik den Lesern zugänglich zu machen. Was man Lukács nun am meisten zum Vorwurf macht, ist seine „überhebliche Haltung“, sein „geistiger Aristokratismus“. Jetzt wird es ihm angekreidet, daß seine Einstellung zur Sowjetliteratur und zum sozialistischen Realismus immer recht distanziert, ja „negierend“ gewesen sei, daß er, wie Alexander Abusch es ausdrückt, „nur Vergleichsmaßstäbe mit einzelnen Spitzenwerken der Weltliteratur gelten läßt“. Selbstverständlich macht man bei diesem Vorwurf nicht

halt. Der grundlegende Fehler von Lukács sei, daß er an die Literatur die ästhetischen Maßstäbe der „bürgerlichen Klasse“ anlege und die „Literatur an sich und für sich betrachtet, losgelöst von ihrer gesellschaftlichen Funktion, von ihrer unmittelbaren Aufgabe, die heute lebenden Menschen zum sozialistischen Denken und Handeln“ zu führen.

Wer Lukács einigermaßen kennt, mag diesen Vorwurf wohl mit Erstaunen vernehmen; denn gerade Lukács war es doch, der Literatur wesentlich unter gesellschaftlichem Gesichtspunkt sah und entsprechend wertete – ein Umstand, der sowohl echte Einsichten ermöglichte wie andererseits unübersehbare dogmatische Verengungen bedingte. (Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf den Beitrag von Georg Lukács im letzten Heft der NDH.) Wenn man sich also jetzt drüben von Lukács und, wie die Diskussion zeigt, auch von dem Leipziger Literaturwissenschaftler Hans Mayer distanziert und sie nachdrücklich verurteilt, so beweist dies mit aller Deutlichkeit, welche Fortschritte der Prozeß der ideologischen Erstarrung in letzter Zeit gemacht hat. Im übrigen entbehrt es nicht einer gewissen schaurigen Komik, daß man ausgerechnet die wirklichen Köpfe, über die das östliche Lager verfügte, nun als „Ignoranten und Besserwisser“ abstempelt.

Klarheit schaffen die Diskussionsbeiträge dieser Konferenz auch darüber, wen man künftig als Richter und oberste Instanz in Sachen der Literatur und Kunst nur noch gelten lassen will. Letzten Endes soll es nicht mehr der Kritiker sein, der womöglich mit verwerflichen „ästhetischen Maßstäben“ operiert, sondern der Arbeiter, der Mann von der Straße. Gefordert wird „eine Orientierung unserer gesamten Literaturkritik auf die Bedürfnisse des lesenden Arbeiters, des lesenden Bauern, der Jugend und aller werktätigen Schichten unserer Bevölkerung“. Gewiß wird man nicht verkennen, daß in der Richtung dieser Forderung ein echtes Problem liegt, das sich auch im Westen stellt: das Problem nämlich, wie man die Kluft zwischen der hohen Literatur und der Masse vermindern kann. Aber kann, darf man es auf die Weise lösen, daß man, mehr oder minder mit Zwangsmaßnahmen, das Niveau der Literatur dem der Masse angleicht? Was bei solchem Verfahren herauskommt, haben wir zumindest auf dem Gebiet der bildenden Kunst und teilweise auch der Literatur schon einmal in Deutschland erlebt. Wir denken an die Ausstellungen im sogenannten Haus der Deutschen Kunst, wo man uns geistlose Pinseleien, thematisch oft „schön“ geordnet (Reichsautobahn, Hochöfen, Generalität), als zeitgenössische Kunst servierte. Und müssen wir nicht daran denken, wenn wir jetzt lesen, wozu die Schriftsteller sich anschicken? Da hat ein junger Autor „eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft und ihre Probleme auf die Szene gebracht“; ein anderer schreibt einen Roman über einen Industriearbeiter, „der zur Unterstützung der Genossenschaftsbewegung aufs Land gegangen ist“; ein dritter Gedichte, „für die er die Anregungen aus dem Lebenskreis der Wismut schöpft“. Du lieber Himmel! Nichts, aber auch gar nichts gegen ehrenwerte körperliche Arbeit; nichts, aber auch gar nichts gegen den Arbeiter und Bauern und ihre berechnete Erwartung, daß die Literatur auch Themen aus ihrem Lebenskreis behandle! Aber will man

die Literatur auf die Behandlung thematischer Aktualitäten dieser Art beschränken; will man alles aus ihr verbannen, was unter politisch-gesellschaftlichem Gesichtspunkt nicht unmittelbar relevant ist? Man will es. Energischer denn je – und das ist das Fazit der Ostberliner Diskussionen – fordert man die „Unterordnung aller fortschrittlichen geistigen Bestrebungen unter die Klassenziele, unter die politischen Ziele des Proletariats“.

R. H.

BIOGRAPHIE DES SCHMERZES

Thomas Bernhard: Auf der Erde und in der Hölle. Gedichte. *Otto Müller Verlag, Salzburg 1957. 128 Seiten. 7,50 DM*

Thomas Bernhard: In hora mortis. Ein Gedicht. *Otto Müller Verlag, Salzburg 1958. 32 Seiten. 3,95 DM*

Thomas Bernhard: Unter dem Eisen des Mondes. Gedichte. *Verlag Kiepenbeuer & Witsch, Köln 1958. 64 Seiten. 8,50 DM*

Zu dem etwa Halbdutzend österreichischer Lyriker, die sich nach dem Kriege durchsetzen konnten (Ingeborg Bachmann, Christine Busta, Christine Lavant, Paul Celan, Gerhard Fritsch, Michael Guttenbrunner), sind im Laufe eines Jahres drei neue Namen gekommen: Hans Carl Artmann, Thomas Bernhard, Andreas Okopenko. Thomas Bernhard, der jüngste der drei (geboren 1931 in Holland, aufgewachsen im Salzburgischen, Studium am Mozarteum), dichtet aus derselben inneren Situation wie ein Trakl. Die häufigsten Worte bei ihm sind: Verlassenheit, Angst, Qual, Trauer, Träume, Bitternis, Verachtung, kein Trost, Fäulnis, Haß und immer wieder Verzeiflung und Schmerz (auf einer Seite: „Soviel Schmerz, soviel Körpergeruch der Menschen habe ich niemals vorher geatmet“ und „röchelnd vor irdischen Schmerzen“). Zaghaft dazwischen: Musik, Poesie, Ruhm und – selten – Liebe, als die helfenden Dinge.

Diese Empfindungen hängen aber nicht im luftleeren Raum, sondern sind eng mit der

Welt verbunden, in der sie empfunden wurden; mit Bernhards Heimat und mit den „ausgebrannten Städten“ Europas, etwa Paris, Venedig, Wien. Seine Heimat sind die Dörfer des Flachgaus (im Lande Salzburg): Henndorf und Thalgau, Seekirchen und Köstendorf. Der Geruch des Dorfes, der Ackererde und der Ställe ist in den meisten Zeilen spürbar. Bierkrug, Buttertrog, Mostfaß, Truhe, vollgemolkene Kübel, Birnbaum, Sommerheu, Euter, Schwein, Speck, Selchfleisch, Schnaps sind Grundsubstanz vieler Gedichte. Gestalten des Dorfes wie Metzger, Schmalzhändler, Schuster, Bauern, Bettler, Wirt, Pfarrer und Totengräber kehren immer wieder.

Das Gegenständliche ist mit der Empfindung, die es hervorruft, untrennbar verschmolzen: Poesie der Schweine, Selchfleischposaunen, Hymnen des Märzenbiers, die „Seelen in den Büschen“, „mit den Schatten der Krähen tauchen die Toten zurück in die Nacht“, „kein Paar wasserdichte Schuhe gegen die Erschütterungen der Erde“ oder „wo sie nächtlich in ihren Betten horchten nach der Vergänglichkeit“.

Thomas Bernhards Gedichte sind eine „Biographie des Schmerzes“, er leidet ebenso an der vergänglichen Fülle wie „an der Dürre der Erde“, an „Sternen und Eiter“. Er ist „von der Finsternis getrieben“. Am ehesten sind seine Verse denen der Lavant vergleichbar, doch ist seine Empörung lauter, seine Verzweiflung wütender. Der Wert der beinahe immer reimlosen sehr rhythmischen Gedichte ist ungleichmäßig. Das lange „In hora mortis“ ist zu monoton, um mitzureißen, ein anderes sehr langes,

„Paris“ in „Auf der Erde und in der Hölle“, gehört zu den besten. Immer wieder prägen sich großartige einzelne Zeilen dem Gedächtnis durch ihre ungeheure Bildkraft ein, auch wenn das Gedicht als Ganzes nicht zusammenhält. „Im Schlaf verteilt die Nacht die großen Orden der Vergänglichkeit“, „... und Honig tropft von winterlichen Dächern“ oder „Ihr sagt nichts, weil ihr zu krank seid, zu sagen, wie tief das Meer ist“ –: Vieles von derselben Kraft ließe sich zitieren. Vielleicht wird man Bernhard nur gerecht, wenn man alle Gedichte als einen einzigen, nicht abreißenden Gesang von Großartigkeit und Fluch der Welt begreift.

Die Gedichte des Bandes „*Unter dem Eisen des Mondes*“ zeigen gegenüber dem vorausgegangenen wenig Veränderung. Sie sind vielleicht nicht ganz so persönlich, kühler, gebändigter in der Form, ärmer an Welt. Aber das sind Nuancen. – In der unmittelbar spürbaren Wirklichkeitsnähe, in der tiefen Verwurzelung des Lebensgefühls in den salzburgischen Dörfern und seinen Gräbern liegt der Vorzug dieser weit ausholenden, unerbittlichen Gedichte.

Wien

Wieland Schmied

GEDICHTE VON KINDERN

Kinder dichten. Gedichte und Märchen von Kindern und Jugendlichen. *Gesammelt und herausgegeben von Theamaria Lenz. Limes Verlag, Wiesbaden 1958. 92 Seiten. 6.80 DM*

Kinderzeichnungen sind des öfteren gewürdigt worden, mindestens seitdem die moderne Psychologie und die moderne Malerei sich für sie zu interessieren begannen – also fast schon fünfzig Jahre lang. Theamaria Lenz verweist auch auf einige Einzelfälle der Pflege des Kindergedichts, hat sich aber, gerade vom Fragmentarischen solcher Pflege gereizt, zu eigenem Suchen und Sammeln und schließlich zur Herausgabe der hier anzuzeigenden Anthologie entschlossen.

Es bleibt nun zu fragen, warum das Kindergedicht im Bewußtsein des erwachsenen Kunstfreundes hinter der Kinderzeichnung rangiert. Das mag wohl darin liegen, daß Kinder nur „nebenher“ dichten. Die meisten sind nämlich, wenn überhaupt, zweiseitig begabt, in der Hauptsache bildnerisch, und wenn sie noch dichten, dann sind sie dichtende Maler. Zeichnend und malend versteht das Kind sich besser auszudrücken, weil es sich ungehemmter dem Primat der Mittel anvertrauen kann: Farben umgeben es großzügiger, verschwenderischer als Worte und lassen sich leichter mischen. Diese größere Auswahlmöglichkeit mag so wohl auch eine Steigerung der Qualität bewirken. Merkwürdigerweise ist nun aber die Lyrik der Kinder nicht malerisch im Sinne der modernen Dichtung, die das Bild, die Metapher, bevorzugt. Vielleicht findet die Metapher beim Kinde deshalb so wenig Verwendung, weil es auf Grund eben der Doppelbegabung das Bild außerhalb der Poesie, nämlich in der Malerei, zu Leben erweckt. Nur die Personifizierung fordert notgedrungen Metaphorik, die eines Brunnens und die einer Straße gehören folglich auch zu den schönsten Gedichten dieses Bändchens.

Eines ist hochinteressant zu beobachten, nämlich das Bewußtsein der Kinder, daß Veristik und Arkadik, Groteske und Idylle zusammengehören. So finden sich Verse, von denen man glauben möchte, sie seien „romantische Ironie“, und dabei sind sie nur „natürlich“. Schmerzlich ist es hingegen, bei einigen Proben der Auswahl feststellen zu müssen: Je älter die Kinder werden, um so mehr geben sie von dieser Natürlichkeit und poetischen Echtheit auf. Sie werden entweder in peinlicher Weise sentimental oder machen Problemdichtung, die ihrer Kindlichkeit nicht ansteht. Aber das ist ein Prozeß, der in Bildkunst und Wortkunst parallel geht. Abgesehen von der Schuld der Schule ist auch der eigene Hang zum Didaktischen verderblich. Schon die Kinder tragen das Stigma aller Autodidakten: Was sie eben selber begriffen haben, wollen sie

sofort anderen beibringen. Hinzu kommt der bewußte Versuch, „Kunst“ zu erzeugen, ohne die Mittel zu beherrschen.

Das eigene Kindergedicht aber, geschrieben zur Sensibilisierung des eigenen Kinderdaseins, einer Welt der Tiere, Blumen, Omas, Muttis, Vatis und Feste, ist freilich dazu angetan, den Erwachsenen in ebensolches Entzücken zu versetzen, wie das die Geschichten aus dem Leben der Großen für die Kinder tun.

Eßlingen

Dieter Hoffmann

SELBSTDARSTELLUNG IM ROMAN

Karl Bjarnhof: *Frühe Dämmerung und Das gute Licht*. Roman in zwei Bänden. *Aus dem Dänischen von Albrecht Leonhardt*.

C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1958.
318 bzw. 320 Seiten. 11,50 und 11,80 DM

Der Roman setzt den Lebensstoff um in Kunst; der autobiographische Roman tut es nicht ganz, er ist insofern ein vermischtes Gebilde, als in ihm die Erinnerung in ihrer ursprünglichen Qualität beachtet werden will und die Gesetze der Kunstgattung wohl nicht ganz zu ihrem vollen Recht kommen können; es wird ihnen nicht erlaubt, den Stoff aufzulösen zugunsten einer nur ihren eigenen Bedingungen unterworfenen freien Figur. Schwierig wird das Verhältnis, wenn der autobiographische Roman zugleich Dokument ist, sei es einer Persönlichkeit oder eines besonderen Milieus. In diesem Fall, und zwar so, daß beides zutrifft, befindet sich der dänische Schriftsteller Karl Bjarnhof mit seinen Büchern „*Frühe Dämmerung*“ und „*Das gute Licht*“. Bjarnhof, der in seiner Heimat ein sehr bekannter Autor ist, schildert darin die merkwürdige, abgesonderte und dem allgemeinen Bewußtsein kaum gegenwärtige Welt der Blinden. Er tut es am Beispiel seines eigenen Lebens, er erzählt die ergreifende Geschichte seiner Kindheit und Jugend. Es ist die Geschichte eines Jungen, der in einer dänischen Landstadt aufwächst und

langsam das Augenlicht verliert; es später, im Kopenhagener Blindeninstitut, wieder zu gewinnen scheint; und dann doch, mit zwanzig Jahren, in die Nacht der Blindheit hinab muß. Bjarnhof schreibt nun nicht eine einfache Aufzeichnung. Er bindet sich auch nicht an eine strengere Form der Prosa, in der eine Umsetzung ins Dichterische leichter möglich wäre. Hierfür zwei Beispiele: In Ernst Jüngers „*Afrikanischen Spielen*“ werden, ähnlich wie bei Bjarnhof, Jugenderinnerungen aus einem entlegenen, fremdartigen, abgeschlossenen Milieu dem Leser mitgeteilt. Nur sucht Jünger in dem Erlebten nicht sich selber, sondern etwas, das über seine Person hinausgeht; auf die Art kommt er zu einem spezifischen Stil. In ebensolchem Streben löst Hans Carossa in „*Kindheit und Jugend*“ von dem Erinnerungsgrund die Bilder. Wie immer, wenn Kunstwerke dieser Art entstehen, ist es ein scheinbar unauffälliger, in Wirklichkeit sehr angestrenzter Vorgang. Bjarnhof aber macht, wie schon bemerkt, aus seiner Geschichte einen Roman. Das bringt ihn vor die oben erwähnte Schwierigkeit. Sie zeigt sich an der Hauptperson des Buches. Der Junge, der blind wird, tritt im ersten Band durchaus als echte Romanfigur zwischen seinen Altersgenossen, Eltern und Mitbewohnern in der Provinzstadt auf; er ist aus demselben poetischen Stoff, aus dem überall, ob erfunden oder dem Leben nachgezeichnet, die Figuren in Büchern gemacht sind. Es fällt uns nicht ein, darüber nachzudenken, ob seine Erlebnisse, genauso, wie sie beschrieben sind, Bjarnhofs Erlebnisse waren, oder ob sie überhöht sind, wirkungsvoller gestaltet, oder hinzugedichtet – die Erlebnisse stimmen, weil sie an dem Bild des Jungen stimmen, der uns im Buch lebendig geworden ist. Anders wird es im zweiten Band der Erzählung: dort, wo der Junge heranwächst und seine Talente entfaltet. Er lernt Geige spielen, wird Organist, besucht Konzerte, liest Nietzsche und ist zuletzt ein literarisch interessierter Mann. Sein Schicksal beginnt sich abzuheben von dem namenlosen Schicksal seiner Gefährten.

Und wir wissen auch schon, daß es mit ihm nun auf dieser Bahn weitergehen wird bis zu dem 1932 erschienenen ersten Novellenband und schließlich bis zu dem großen Erfolg von 1956 – eben dem Erinnerungsroman „Frühe Dämmerung“. Es steht nicht im Buch, aber auf der Umschlagklappe. Aus dem Text kommt nur die Unstimmigkeit zu Tage. In Band I war der kleine Junge ein Romanheld; wir brauchten ihn mit Karl Bjarnhof nicht zu identifizieren. In Band II müssen wir es tun. Hier verstehen wir den Helden nicht mehr ganz aus sich selbst. Nur zum Teil noch bewegt und entwickelt er sich nach den im Roman dargelegten Bedingungen; zum andern Teil bestimmen ihn die den Lebenslauf eines namhaften Zeitgenossen vorbereitenden Daten. Solche biographischen Daten aber sind, wie alles Historische, meist das Ergebnis unberechenbarer Einflüsse. Es fehlt ihnen schon im Leben das Merkmal der Notwendigkeit, im Kunstwerk erscheinen sie vollends als Zufall. In Bjarnhofs Selbstdarstellung ist zu spüren, wie sie, am Anfang des zweiten Bandes, die Wirklichkeit des Romans unterbrechen; der Zusammenhang der Entwicklung reißt ab; und gegen Schluß geht es, trotz den im einzelnen ausgezeichneten Szenen, nur noch in Episoden voran.

Aber das liegt in der Natur der Sache, es ist nicht ein Mangel des Autors, sondern ein Mangel der für den autobiographischen Stoff wohl nicht ganz geeigneten Form des Romans. So hat Bjarnhof denn auch im ersten Band, für den das Romanhafte ausreicht, Vorzügliches geleistet. In diesem Band „nimmt alles seinen Gang“, wie es an einer Stelle des Textes heißt. Eine einheitliche Stimmung erfüllt das Buch. Sie erinnert an die Atmosphäre in den Bildern von Edward Munch, auch an die Holzschnitte von Frans Masereel; man möchte sagen: es ist nordländische Meeresluft, wie sie vom Hafen her über Bahndämme und Vorstädte weht. In dieser eigentümlichen Färbung sind bei Bjarnhof sogar die Personen gezeichnet; selbst ihre Motive, Reaktionen, Gedanken und Gespräche

scheinen eine Beimischung von Atmosphäre zu haben. Und auf eine geheimnisvolle Weise enthält dann auch Bjarnhofs Sprache dieses atmosphärische, sinnlich-geistige Wesen und verliert es nicht einmal an Stellen nüchterner Beschreibung; sie ist immer fühlsam, ausdruckskräftig, spannungsgeladen. Am deutlichsten ist das zu spüren in den Schilderungen aus dem Leben der Blinden: Schilderungen des Milieus, in dem sie erzogen werden, lernen und wohnen. Das sind die interessantesten Teile der Bjarnhofschen Arbeit, man findet sie im ersten und im zweiten Teil. Man könnte sich denken, daß sie, als separiertes Stück und dank der durchgängig vorzüglich dem Gegenstand angepaßten Übersetzung *Albrecht Leonhardt*s, zu einem wichtigen Bestandteil der im Deutschen einheimisch gemachten europäischen Literatur der Gegenwart werden.

Altmünster

Franz Tumlner

EINE GÖTTIN ODER KEINE?

Bruno E. Werner: Die Göttin. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1957. 288 Seiten. 14.50 DM

Der Verlag hat der Versuchung nicht widerstanden, den Schutzumschlag mit dem Abbilde einer veritablen antiken Skulptur zu schmücken, die nicht nur in mehrfacher Hinsicht der „Göttin“ dieses Romans zuwiderläuft (sie ist gegossen, nicht aus parischem Marmor gehauen, ein Torso, nicht vollständig erhalten, aus Thessalien und nicht aus Nordafrika), sondern schon allein durch ihr Vorhandensein und ihre Fotograferbarkeit falsch ist. Von dem Bildwerk nämlich, um das es hier geht, existiert nichts als die briefliche Schilderung eines fiebergeschüttelten, todgeweihten Tabakimporteurs mit archäologischer Vorbildung, nebst der Lageskizze ihres vermeintlichen Fundortes auf einem Stück Millimeterpapier. Gefunden wird sie dort nicht, obwohl nicht weniger als vier Expeditionen aufbrechen,

um sie am Rande der Libyschen Wüste aus dem Sande zu graben: eine von der SS, die es am wenigsten weit bringt, eine von einem mächtigen Rüstungsindustriellen in Zusammenarbeit mit einem gangsterhaften Kunsthändler entsandte, eine von ein paar Luftwaffenoffizieren, die nur bezwecken, einen jüdischen Gelehrten auf diese Weise als unabkömmlich aus dem KZ zu holen, und endlich – nach dem Kriege – eine von einer überaus finanzkräftigen amerikanischen Stiftung ausgerüstete, die einzige, die bis zu der beschriebenen T-förmigen Felsrippe unweit Tigrinna vordringt und dort allerdings nichts vorfindet. Es bleibt offen, ob die Statue unterdessen von anderen Leuten geholt wurde oder ob es sie nie gegeben hat. Daß der junge Berliner Architekt, der in einem letztwilligen Brief seines Freundes von jenem Götterbild erfahren hat und dessen Ausgrabung seither als eine Art höherer Mission betreibt, gerade in dem Augenblick, da sich das Nest als leer erweist, in Chicago von einem Lastzug überfahren wird – wovon er sich wieder erholt –, kann Zufall sein oder Ausdruck einer höheren Weltplanung. Manche Autoren der gepflegtesten Art von Unterhaltungsliteratur haben nun einmal die Gepflogenheit, gelegentlich einen Engel auftreten zu lassen. Wie dem auch sei, die Göttin, die für den fieberkranken Kaufmann geradezu ein erotisches Erlebnis war, ist für seinen Korrespondenten im Berlin der Nazi-Zeit zum Inbegriff alles Guten und Schönen geworden. Daß nicht er selbst sie ausgraben kann, sondern die seltsamsten Interessentengruppen darum bemüht sind, ist nicht minder symbolisch. Schließlich aber tut das marmorne Kunstwerk eine gewisse läuternde Wirkung auch unaufgedeckt, als eine nur vorgestellte Größe, wie bei bestimmten mathematischen Problemen, wo eine hinzugefügte und später wieder abgezogene Hilfszahl wahre Wunder wirken kann.

Bruno E. Werner hat den Themenkreis seines großen, stark autobiographisch getönten Romans „*Die Galeere*“ hier ein zweites Mal aufgesucht und auf ganz andere

Weise abgehandelt. Die sich breit dahinzewälzende Stoff-Flut ist einem raffiniert abgezielten Handlungsornament gewichen, einem Barockgarten vergleichbar, oder besser noch einem der emsig vorwärtstrebenden tänzerischen Musikstücke derselben Stilepoche; es geht alles leicht und hurtig von der Hand, einerlei ob der Erzähler hinter Brieftexten, Zeitungsmeldungen, Bandaufnahmen zurücktritt oder sich selbst seiner Aufgabe widmet. Mit Vergnügen entdeckt man beim Lesen das eingewebte Muster, das mit einem ähnlichen Vergnügen vom Autor angelegt sein muß: daß etwa die Anzahl der Fotokopien oder Blaupausen des ursprünglichen Lageplans sich erst immer weiter vermehrt und dann genauso konsequent abnimmt, bis wieder nur eine vorhanden ist; welche verschlungenen Pfade dann diese Blätter gehen; oder wie jeder Figur ein Stück Vorkriegs- und ein Stück Nachkriegsgeschichte zugebilligt wird und jedes dieser Stückchen seine Beziehung zu der Statue im Sand von Tripolis hat. So kann man hier von einem höheren Maß an Gestaltungswillen und auch Gestaltungskraft sprechen, wenngleich – oder weil? – das Endprodukt faßlicher, leichter, amüsanter ist als „*Die Galeere*“. Einen Teil seines Zaubers macht wieder die Evokation des dahingegangenen Berlin aus; die flüchtige Skizze von ein paar Schauplätzen, die man bequem als das Restaurant Stöckler, die Bierstube der Aenne Menz und ähnliches entschlüsselt, läßt schon das Herz höher schlagen. Auch die Menschen glaubt man wiederzuerkennen, zumindest die weniger zentralen Gestalten. Unter den Damen befinden sich zwei rechte Wunsch- und Traumgebilde von Schmetterlingen, die den Goldstaub auf ihren Flügeln auch durch beträchtliches Hinundherflattern nicht zu verlieren scheinen. Der Held mit seiner großen Sehnsucht nach der Göttin oder dem, wofür sie als Symbol steht, ist einigermaßen farblos und unbestimmt – aber hat er das nicht mit sehr vielen ehrenwerten Helden der Weltliteratur gemein?

Berlin

Hellmut Jaesrich

RASSENTRENNUNG IN USA

Douglas Kiker: Abschied von Dixieland. Roman. Aus dem Amerikanischen von Helmut und Christel Wiemken. Carl Schünemann Verlag, Bremen 1958. 398 Seiten. 17.80 DM

Über diesem amerikanischen Roman, in dessen Mittelpunkt das Problem der Rassentrennung in den Südstaaten steht, scheint unter dem Gesichtspunkt der Aktualität ein günstiger Stern zu walten. Er erschien drüben (unter dem Titel „*The Southerner*“) kurz vor den die Situation grell beleuchtenden Ereignissen von Little Rock, wo der konstruierte Fall des Buches in der Wirklichkeit durchexerziert wurde. Nun, beim Erscheinen der deutschen Ausgabe, ist in eben dieser Stadt der Konflikt neu entbrannt, wird wiederum versucht, farbigen Kindern den Zutritt zu jenen höheren Schulen zu verwehren, die nur für die Weißen bestimmt sind. Es darf also dieser Roman Douglas Kikers zumindest auf die Aufmerksamkeit all jener hoffen, die an dem heiklen und geschichtlich schwer belasteten Verhältnis der weißen und farbigen Bevölkerung in den Südstaaten interessiert sind.

Douglas Kiker maßt sich nicht an, eine Patentlösung für dieses Problem bereitzuhalten. Auch die sympathisch gezeichneten Figuren seines Romans, vorab der Held Jess Witherow, denken mit einem inneren Widerstreben an eine völlige Aufhebung der Rassentrennung; sie sind ferner der Überzeugung, daß es seitens der Farbigen falsch wäre, angesichts der enormen Widerstände die völlige Gleichstellung vorschnell erzwingen zu wollen. Es wird aber auch recht geschickt und wirkungsvoll vom Autor der Motivhintergrund jener Südstaatler durchleuchtet, die sich (in dem Roman) gegen die Farbigen richten. Das Resultat dieser Durchleuchtung ist ziemlich vernichtend: Man pocht auf unverbürgte Privilegien, mobilisiert die Instinkte des Pöbels, um aus ihnen politisches Kapital im Dienst der Selbstsucht ehrgeiziger Politiker zu schlagen, und man

scheut keineswegs vor der Lüge und der Rechtsbeugung zurück. Aufschlußreich und alarmierend die Szene, in der die weiße Lehrerin, in deren Schule der Neger Will Taylor seinen Jungen einschreiben lassen wollte, vor Gericht die faustdicke Lüge auftritt, sie sei von dem Farbigen tödlich angegriffen worden: alarmierend, weil das Gericht nur zu bereitwillig diese zuvor sorgsam vorbereitete Lüge annimmt, obgleich der Held als Augenzeuge gegen sie aussagt; erschreckend aber auch, weil in dem Roman gezeigt wird, daß die Farbigen mit Lügen und Rechtsbeugungen dieser Art bereits wie mit einer Selbstverständlichkeit rechnen. Solche Tatsachen und Vorkommnisse können von dem Autor, der ja im übrigen keineswegs eindeutig Partei ergreift, nicht erfunden worden sein. Mehr als alles andere sprechen sie gegen den bestehenden Zustand der Rassentrennung: Was zu seinem Fortbestand der Lüge und der Beugung der Gesetze bedarf, muß zumindest in einem demokratischen Staat auf die Dauer zum Untergang verurteilt sein. Fördert auf diese Weise der Autor zwar unser Verständnis für ein vordringliches Problem des Südens, so läßt in anderer Hinsicht der Roman doch manches zu wünschen übrig. Vor allem wird Leben und Physiognomie dieses Landes und der erfundenen Stadt Antioch nicht recht deutlich. Der Held, ein Südstaatler, der nach längerer Abwesenheit wieder in seine Heimat zurückgekehrt ist und in Antioch bei einer Zeitung arbeitet, erzählt selber die Geschichte: Er stößt auf die „Story“, die für ihn als Reporter zunächst nur ein „gefundenes Fressen“ ist, bis er selber zufällig und unfreiwillig in sie verwickelt wird und am Ende wegen seiner Aussage vor Gericht als „Nigger-Freund“ seine Stellung und die Heimat aufgeben muß. Der Autor hat es verstanden, den Helden mit der „Story“ recht geschickt zu verknüpfen, die Vorgänge werden übersichtlich und sehr spannend vorgetragen, es fehlt nicht an eindrucksvollen Szenen. Aber auch dort, wo der Roman tiefer in die psychologischen

Zusammenhänge vorzudringen versucht, bleibt er eigentlich an der Oberfläche oder genauer: gelingt es ihm kaum, mehr zu sein als eine Story, die ein kluger und seines Metiers kundiger Reporter uns serviert. Das ist, alles in allem, saubere und respektable amerikanische Konfektionsarbeit, und dazu paßt es denn auch ausgezeichnet, daß auch das, was der amerikanische Roman auf so bündige wie abscheuliche Weise „Sex“ nennt, in diesem Buch wohl dosiert verabreicht wird. „Sex“, so hat man den Eindruck, ist drüben ein hochentwickelter Markenartikel wie ein perfekter Kühlschrank oder eine Konservendose, und wenn die Partner davon sprechen, tun sie es mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie man sich eben über einen Kühlschrank oder eine Konservendose unterhält. Doch wäre es ungerecht, dies dem Roman Douglas Kikers zum Vorwurf zu machen. Er gibt auch in dieser Hinsicht nur wieder, und zwar auf instruktive Weise, was unter Reporter-Perspektive vom amerikanischen Leben zu erkennen ist.

Berlin

Robert Lund

BILD DES MENSCHEN

Patrick White: Zur Ruhe kam der Baum des Menschen nie. Roman. *Aus dem Englischen von Annemarie und Heinrich Böll. Verlag Kiepenbeuer & Witsch, Köln 1957. 536 Seiten. 19.80 DM*

Eine einfache Fabel: ein junger Mann zieht aus in den australischen Busch, rodet ein Stück Land, zimmert sich eine Hütte, ein Haus, er heiratet, Nachbarn siedeln sich an, Kinder werden geboren, ein Dorf bildet sich, immer mehr Schicksale verweben sich in das Dasein der Familie, die Kinder werden groß, wenden sich von den Eltern ab, aus Liebe wird Anteilnahme, Freundschaft und Fremdheit, die Zeit verrinnt und beugt die Menschen in das Alter, der Sohn verdirbt, die Tochter wird eine Fremde,

Freunde sterben, der Sinn des Lebens bleibt unbegriffen, vielleicht noch ein Funke Erleuchtung – dann stirbt der Mann.

Ein einfaches Leben in einfachen Verhältnissen. Die karge, harte Natur formt karge, einfache Menschen. Sie leben ihr Leben nicht in der Flucht vor den Verwirrungen moderner Zivilisation, sondern im täglichen Zwang, in der täglichen Sorge, ihr Brot zu verdienen. Ihre Arbeit ist so schwer und so unromantisch wie die Natur, der sie gegenüberstehen: eine große Natur, die sie niemals entläßt. Ihr Leben ist beinahe zeitlos. Zwar werden sie auch von den Wirren der Zeit berührt – der Mann und seine Freunde erleiden den Grabenkrieg in Frankreich, und die sechzig oder siebzig Jahre ihres Lebens bringen das elektrische Licht, das Auto, die Selbstverständlichkeit von Eisenbahn und Omnibus. Aber das wandelt sie nicht. Bedeutsam bleibt das Jahr, bleiben Sonne und Dürre, Regen und Land und Vieh, und bedeutsam bleiben vor allem die Menschen selbst.

Seltsam: in Deutschland geriete ein solcher Roman fast unvermeidbar in die ausgetretenen, unfruchtbaren Pfade der Blut-und-Boden-Literatur. Patrick White, der 1913 in London geboren wurde, in Australien aufwuchs und heute noch eine Farm in Neusüdwalles bewirtschaftet, formte den Stoff zu einem großen Bilde des Menschen. Nicht zufällig gab er dem Bilde Farbe aus dem urtümlichen Dasein der Siedler; das Gemeinte aber ist darin und dahinter verborgen.

White zeichnet pralle, farbige Gestalten – keine Helden, aber sehr „menschliche“ Menschen. Ihre Schicksale sind kaum mehr als landläufig, es wären banale Schicksale, wenn sie nicht unversehens zu Bildern würden. White schildert die Welt dieser Menschen mit sicherem Blick für die Dinge, er malt in breiten Strichen und pinselt genaue Details. Doch er gibt mehr als „Realismus“, mehr als diesen Ausschnitt Welt: er erzählt von Menschen an einem Punkte Australiens – und erzählt damit von der

Welt. Alle Dinge, alle Figuren, alle Geschehnisse sind in diesem großen Roman sicher an ihren Platz gestellt. Sie erscheinen ganz nah. Aber sie sind aus einem klärenden Abstand heraus gesehen und gestaltet: es sind Zeichen der Welt. Deshalb ist auch die Trauer des Wissens darin, die Trauer über das Sosein der Menschen, Trauer über das Unklare ihres Lebens, das immer Ungeklärte des Daseins, Trauer über die Vergänglichkeit ihres Mühens und Suchens, Trauer über die Einsamkeit.

Düsseldorf

Kay Hoff

BRUDER BERNARD

Freiheit jenseits des Gitters. Die Äbtissin Laurentia und George Bernard Shaw. Claassen Verlag, Hamburg 1958. 214 Seiten. 15,80 DM

1924 hat die erste Begegnung zwischen Shaw und der Äbtissin Laurentia stattgefunden, zu einer Zeit also, da beide schon alt waren und Shaw längst berühmt. Was war diese Laurentia, mit der Shaw bis an sein Lebensende in Verbindung geblieben ist, für eine Frau? Margarete, „Maggie“ hieß sie eigentlich. Zehn Jahre jünger als Shaw, ist sie 1866 geboren und 1953 wenige Jahre nach Shaw gestorben. Sie war Benediktinerin, gewiß – aber keine Theologin, auch keine Mystikerin. Eher wohl eine praktische Frau, heiter-fromm, herzlich, von natürlicher Intelligenz, menschen- und kunstliebend. So zeigt sie uns das Buch, das keineswegs nur den Briefwechsel zwischen Shaw und Laurentia bringt, sondern in erster Linie doch die Lebensgeschichte der Nonne sein will, ein „Tribute to Dame Laurentia by the Benedictines of Stanbrook“ (ins Deutsche übertragen und bearbeitet von *Jakob Laubach*). Das Kapitel über die Freundschaft mit Shaw, mit vielen Brief-Auszügen (ihre Briefe sind leider verloren), ist freilich das umfänglichste und für uns zunächst interessanteste. Daneben aber gibt es etwa die köstliche Geschichte, wie die junge

Maggie nach der Vesper bekümmert aussieht, und, von der Äbtissin nach dem Grund des Kammers befragt, antwortet, sie selbst, die Fragerin, sei schuld daran, sie habe so falsch gesungen . . . Ganz zuletzt: Laurentia ist schon sehr alt, selber längst Äbtissin, es gibt eine kleine Festlichkeit im Kloster, und da singt sie auf einmal Volkslieder, ja sogar aus Gilbert und Sullivan . . .

Sie hatte auch Studien auf dem Gebiet der gregorianischen Kirchenmusik wie auf dem der Liturgie getrieben und war bei der Textsuche mit dem Humanisten Cockerell bekannt geworden. Schon in der Geschichte ihrer Freundschaft mit Cockerell und im Laufe ihres Briefwechsels mit ihm treten ähnliche Motive auf wie dann im Shaw-Kapitel, ja, hier vielleicht noch akzentuierter: Cockerell nämlich war agnostischer als Shaw. Motive des schwierigen Dialogs: Er glaubt, sie müsse als Nonne die Schönheit der Natur entbehren, und muß sich belehren lassen über die Falschheit seiner Vermutung wie auch über eine spirituelle Freude, die ihm allerdings fremd ist und bleiben wird. Entbehrt Laurentia nicht auch der Freiheit? Aber: „Welche sind am freiesten oder am wenigsten eingesperrt?“ fragt die kluge Laurentia zurück. Alle Versuche der Bekehrung misslingen ihr jedoch; Cockerell glaubt ja, wie Shaw, an eine Berechtigung aller Religionen. Im Buch heißt es dazu: „Sie schien schwer zu begreifen, daß die Gaben, die ihr so selbstverständlich waren, einem anderen Menschen, der sie nicht besaß, vollständig unbekannt sein sollten.“ Die Diskussion über Glauben und Unglauben führt zu nichts. Trotzdem bleibt eine Gemeinschaft noch dreißig Jahre bestehen.

Shaw und Cockerell waren befreundet. Cockerell, beeindruckt von der Persönlichkeit Laurentias, hatte die Idee, Shaw ins Kloster einzuführen, und schickte ihr erst einmal dessen „Heilige Johanna“. Ihr Eindruck ist sehr günstig, ihr persönlicher Eindruck von Shaw dann der einer „absoluten Redlichkeit und Einfachheit“. Shaws Reaktion dürfte ähnlich gewesen sein; so kommt eine Zeit häufiger Besuche und langer

Briefe Shaws. Er schreibt Ende 1924: „Ich war bereits mit vierundzwanzig Jahren, als ich meinen zweiten Roman abschloß, am Ende des Rationalismus angelangt, und es hätte für mich ein tödliches Ende bedeutet, wäre ich nicht zu rein mystischen Eingebungen durchgedrungen ...“ Das klingt nicht nach einer unüberwindbaren Kluft; auch die Formulierung von der „Freiheit jenseits des Gitters“ stammt von Shaw, dem man doch wohl viel Verständnis für Laurentias Lebensform und für die Idee des Glaubens zuschreiben darf. Vor allem der große Brief von seiner Palästina-Reise bezeugt, trotz einiger kritischer Negation, eine gewisse Bereitschaft zur Gläubigkeit. Er unterzeichnet sich nun in seinen Briefen als „Bruder Bernard“.

Bald kommt es zu einer Entfremdung. Shaws Geschichte „Ein Negermädchen sucht Gott“, zu der er sich nun gerade „inspiriert“ – im religiösen Sinne inspiriert – glaubt, entsetzt Laurentia wegen der Leugnung der Gottheit Christi. Auch den witzigen Ton seiner Entschuldigungsbriefe, überhaupt seine Neigung, über ernste Dinge witzig zu sprechen, erträgt sie nicht. (Was da Ausdrucksscham, Ausdrucksnot war und was Ironie – wie hätte sie es unterscheiden können?) Shaw mußte Ansinnen wie das, sein Buch einstampfen zu lassen, natürlich zurückweisen. Sehr eigentümlich, ja ergreifend aber: Auch in dieser Zeit kehrt in Shaws Briefen die Bitte immer wieder, für ihn zu beten; durchaus ernst gemeint, wenn auch mit einer für Intellektuelle und Skeptiker – oder mystische Skeptiker – ungemein typischen Begründung versehen: „Niemand weiß, welchen Einfluß diese Gebete besitzen.“ Es kommt zur Versöhnung; eine Komödie beinah, hatte Shaw doch Laurentia für tot gehalten. Aus späterer Zeit stammen noch einige bewegende Briefe Shaws. Wie ihm, dem alten Mann, die Wochen wie Minuten vorbeirasen. Oder mit dreiundneunzig Jahren: „Glücklicherweise sind meine Gedanken noch lebendiger als meine Glieder; doch ich kann naturgemäß nicht viel länger leben.“

Die Bedeutung des Buches ist eine dreifache. Zunächst wird uns Shaw durch diese Dokumente entschieden nahegebracht, nachdem sich unser Verhältnis zu ihm seit einiger Zeit abgekühlt hatte: Er erscheint als ein im Religiösen problematischer Mensch. Sodann ist das Buch ein Zeugnis für die Gespaltenheit der Geister in Gläubige und Ungläubige, die jeweils im anderen ein Unmögliches, Unbegreifliches sehen – wobei aber das Maß der Gespaltenheit unfest ist, so daß mitunter die Trennung nahezu überwunden scheinen mag. Endlich könnte die Beziehung zu Shaw manchen, der der Welt der Laurentia fremd gegenübersteht, veranlassen, dieses Buch zu lesen: Eine Ahnung dieser fremden Welt würde ihm vermittelt werden.

Freiburg i. Br.

Helmut Olles

LITERATUR ALS PASSION

Hans Hennecke: Kritik. Gesammelte Essays zur modernen Literatur. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1958. 304 Seiten. 13,50 DM

Seit der Veröffentlichung von Henneckes erstem Essayband „*Dichtung und Dasein*“ sind Jahre vergangen – Jahre, die der Autor dieses viel zuwenig gewürdigten Bandes unablässig und mit einer fast einzigartigen Passion, als Kritiker und als Übersetzer, auf produktivste Weise der Literatur gewidmet hat. Oder vielmehr: nicht „gewidmet“, da eine solche Formulierung den Gedanken nahelegt, als hätte die Kraft dieses Geistes gegebenenfalls sich auch auf andere Gebiete oder Gegenstände richten können. Nichts wäre abwegiger als eine solche Annahme. Dichtung, die Literatur vieler Zeiten und Länder, ist für Hans Hennecke im strengen Wortsinn der eigentliche Daseinsraum, ein unermeßlicher Acker mit nie sich erschöpfenden Ernten, ja, man darf sagen: ein anderes, ein gesteigertes Leben. Sehr wahrscheinlich hängt es damit zusammen, daß Standort und Methode dieses Autors sich nicht so leicht definieren lassen. Soziolo-

gische oder etwa psychoanalytische Fragestellungen tauchen nicht einmal ansatzweise auf; von einem einseitigen Befragen der Literatur nach ihrem weltanschaulichen oder ideologischen Ertrag kann keinesfalls die Rede sein. „Es ist immer ein heikles und letztlich nichts förderndes Unterfangen, aus dem Lebenswerk eines Dichters dessen weltanschauliche Extrakte abstrahieren und isolieren zu wollen: das fördert fast stets und unvermeidlich schauerliche Banalitäten zutage – als wollte man sich mit den Speisekarten des Geistes zufriedengeben und seine lebenskräftigen und Wirklichkeit vermittelnden Speisen verschmähen.“ Eine überlegene und wahrhaft „erledigende“ Absage, auf die der Leser in einem der Aufsätze des Bandes stoßen wird.

Gleichzeitig enthält sie, wenigstens im Ansatz, schon die positive Bestimmung dessen, was Dichtung seit eh und je für uns „leistet“: sie enthüllt, wie es dann in dem großen grundsätzlichen Aufsatz „*Zur Kunst des Gedichts*“ heißt, „das nie versiegende und darin tröstliche Geheimnis der Welt und unseres Daseins – auch im Zeitalter der Triumphe des bloßen Verstandes“. Dieses Bekenntnis macht es uns möglich, den Grundimpuls etwas präziser zu bezeichnen, der Hennekes Auseinandersetzung mit der Dichtung bestimmt. Es ist nicht primär ein kritischer, wenn man darunter – man denke an Eliot – die unablässige Festlegung einer Rangordnung der Dichter versteht, oder den Versuch, das Halbgeglückte zu denunzieren bzw. nachzuweisen, daß auch große Schriftsteller gelegentlich „mit Wasser kochen“. Wie wenig Argwohn dieser Art hier am Werke ist, macht wohl indirekt eine kleine Charakterisierung deutlich, die Hennecke von der besonderen „Lieblingsgestalt“ in den Werken Thomas Manns gibt: eine Charakterisierung, bei der er, bezeichnenderweise, den leicht „unseriösen“, ja hochstaplerischen Zug unterschlägt, der doch fast immer den Lieblingsgestalten dieses Dichters eignet. Allerdings bekundet gerade auch dieser Mann-Essay, in welchem, eigentlich an-

läßlich einer subtilen Betrachtung des „Erwählten“, auf knappstem Raum überaus wesentliche Einsichten in die Struktur des Werkes gewonnen werden, daß Hans Hennecke auch sehr genau spezifische Schwächen aufzudecken versteht. Im Ganzen aber stehen kritische Einwände mehr am Rande – so wenn etwa von gewissen „avantgardistischen“ deutschen Schriftstellern gesagt wird, sie experimentierten „gleichsam ins Blaue hinein“, oder wenn er eine gelegentliche Gefahr der Lyrik Langgässers („eine Art ständigen Rokocos der Empfindung“) feststellt, oder, bei aller Bewunderung, die Grenzen Knut Hamsuns („Eremit am Rande der Zivilisation“) aufzeigt. In Ausdrücken wie diesen wird mit einer kaum überbietbaren Prägnanz und mit bewunderungswürdiger sprachlicher Treffsicherheit Kritik geübt. Entscheidender aber ist nicht dieser eigentlich kritische Affekt, sondern die faszinierte Bewunderung und die hochgesteigerte Sensibilität, mit der Hennecke auf Dichtung antwortet. Und vielleicht besteht das Unschätzbare seiner Leistung und seines Wirkens gerade darin: daß sich auf uns dieses Fasziniertsein durch Dichtung überträgt und daß die Lektüre dieser Essays unsere Sensibilität für die Sprache der Dichtung steigert.

Immer wieder erstaunlich ist der Bereich, den dieser passionierte Kenner der Literatur überblickt und beackert. Der vortrefflich komponierte Band, der in den einzelnen Hauptgruppen u. a. Beiträge zur modernen Lyrik, zum zeitgenössischen Roman und zu dichterischen Dokumenten (Tagebücher, Briefe) enthält – die umfassenden grundsätzlichen Essays über die einzelnen Gattungen, über Wesen und Aufgabe der Dichtung wie über das Problem der Übersetzung sind besonders hervorzuheben –, gibt davon einen guten Begriff. Ausgezeichnet, um nur einige wenige zu nennen, vor allem die Texte über *Wallace Stevens*, *Hopkins*, *Yeats*, der schon erwähnte *Thomas Mann*-Beitrag und insbesondere der tieflothende Aufsatz über *Konrad Weiß*. Hier wie auch sonst profitiert Hennecke aufs ergiebigste

von seiner Fähigkeit, die Literatur mehrerer Sprachen überblicken zu können. Denn nie gilt seine Aufmerksamkeit nur dem einzelnen Werk oder der isolierten Figur; sondern stets hebt er in der Betrachtung gleichsam das gesamte Erdreich mit herauf, das man kennen muß, um das einzelne perspektivisch richtig zu sehen. (Nur zuweilen, etwa in dem *Allen-Tate*-Essay, breitet er eine zu große Fülle vor uns aus, welche dann die zu behandelnde Figur gleichsam überwächst.) Nicht der geringste Gewinn solch souveräner Kennerschaft aber dürfte es sein, daß Hennecke – vor allem dank seiner intimen Kenntnis moderner angelsächsischer Dichtung und Dichtungstheorie – gewisse Verengungen und provinzielle Mißverständnisse vermeidet (und auch entlarvt!), die sich fast notwendigerweise einstellen, wo nur aus der Kenntnis deutscher Dichtung heraus geurteilt wird. Gerade unter diesem Gesichtspunkt, als singulärer Praktiker einer vergleichenden Literaturbetrachtung, stellt Hans Hennecke so etwas wie ein unersetzliches Korrektiv zu unserer oft recht selbstgenügsamen Germanistik dar.

Berlin

Rudolf Hartung

LITERARISCHE ESSAYS

Walter Jens: *Statt einer Literaturgeschichte.* Verlag Günther Neske, Pfullingen 1957. 217 Seiten. 14.80 DM

Die landläufigen Literaturgeschichten verdanken ihr Dasein einerseits dem Bedürfnis der Gesellschaft, sich vor dem Skandal der Dichtung durch historische Anverwandlung und Pufferung zu schützen, und andererseits dem Wunsch ihrer Benutzer, über Texte mitzureden, die sie nie gelesen haben. In den Staatsprüfungen für das höhere Lehramt kommt dieser Doppelzweck gewissermaßen zu sich selbst. Wenn ein Autor, der, wie Walter Jens, in akademischen Ämtern und Würden steht, seine Studien zur Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts unter dem Titel „Statt einer Literaturge-

schichte“ vorlegt, so verrät bereits diese Formulierung eine ironische Absage an das Prinzip jener Leitfäden, die in Wahrheit nur zu oft der Erdrosselung ihres Gegenstandes dienen.

Walter Jens verzichtet konsequent darauf, die moderne Literatur über den Kamm einer vorgeblichen „Entwicklung“ zu scheeren und eine Kontinuität vorzuspiegeln, derzufolge sich die Bedeutung literarischer Werke nach ihrem Erscheinungsdatum zu richten hätte, so als hätte Kafkas „Schloß“ auch nur das geringste mit „Volk ohne Raum“ gemein, weil es zufällig im gleichen Jahr mit Grimms fragwürdigem Bestseller erschienen ist. Jens hat erkannt, daß in unserer Lage der Essay die einzige Form ist, in der es sich sachgemäß von neuer, wenn nicht von Literatur überhaupt, handeln läßt. Er überläßt den Ehrgeiz des Kompletierens den dafür zuständigen Lexika und visiert statt dessen sechs eng umschriebene Einzelthemen an, die ihm für die literarische Lage repräsentativ erscheinen. Man mag es bedauern, daß nur eines von ihnen die deutschen Sprachgrenzen überschreitet, zumal der Versuch über „*Die Struktur des modernen Romans*“ (er bezieht Proust und Faulkner ebenso ein wie Joyce und Döblin) der wichtigste und gelungenste Abschnitt des Buches geworden ist. Ein zweiter Essay, der über die Diskussion eines Einzelwerks ins Allgemeine vorstößt, handelt mit großer Genauigkeit von der „*Revolution der deutschen Prosa*“ zwischen Rilkes „Malte Laurids Brigge“ und Kafkas „Urteil“. Zu fragen wäre, ob es richtig ist, den Ansatz dieser „Revolution“ mit Jens bei dem berühmten Chandos-Brief Hofmannsthals zu suchen. Die programmatischen Thesen dieses Dokuments hat Hofmannsthals späteres Werk niemals einzulösen vermocht, und man bürdet ihnen am Ende zuviel auf, wenn man die Analyse so folgenswerer Sprachereignisse auf sie fundiert.

Die vier übrigen Stücke des Bandes sind vier wesentlichen Erscheinungen der deutschen Literatur, nämlich *Thomas Mann*, *Hermann Broch*, *Gottfried Benn* und *Bertolt Brecht* ge-

widmet. Auch hier handelt es sich nicht um monophische Dragees, nach deren Genuß man sich der Lektüre der Texte enthoben fühlen könnte. Ganz im Gegenteil: Jens setzt überall die Bekanntheit mit den Werken voraus. Er sieht seine Aufgabe nicht darin, hurtige und firme Urteile zu liefern. Er geht, fast möchte man sagen: technologisch vor, und hält sich stets an das Detail, in dem bekanntlich für den ernsthaften Philologen „der liebe Gott steckt“. Jens bezeichnet sein Verfahren selbst als „Interpretation“, die nicht richten, sondern darstellen solle, und bemerkt ausdrücklich, er wolle „die Methodik der klassischen Philologie einmal . . . auf dem Bereich der Moderne . . . erproben“. Das ist ein sympathischer Vorsatz. Daß er an ihm festhält, gestattet dem Interpretieren, zwei Autoren wie Benn und Brecht, die zur Entscheidung, zur Parteinahme geradezu herausfordern, ohne Einbuße an Redlichkeit nebeneinanderzustellen. Dies nimmt ihm auf der anderen Seite freilich die Möglichkeit, Fragen des Ranges zu erörtern. So bleibt offen, ob Hermann Broch tatsächlich mit demselben Anspruch vorgestellt zu werden verdient wie Kafka oder Brecht.

Die Methode, deren sich Jens bedient, ist nüchtern. Die leidenschaftliche Anteilnahme, die er seinem Gegenstand entgegenbringt, kann sich daher nicht im Argument, sondern nur im Stil des Essayisten äußern. Er ist hochgespannt, er arbeitet raffiniert mit den Mitteln der Montage, der Anspielung, des Kreuz- und Querverweises. Dabei gelingen bestechende Formulierungen, aber es kommt auch zu antithetischen Entladungen, die auf Kosten der Exaktheit gehen: „Mythos und Historizität, Rationalismus und Chaos, Erlösung und Traumlosigkeit, Fremdheit und Liebe, das Sein und das Nichts . . . im Grunde meint das alles das gleiche.“ Die Erinnerung an die Blütenstaub-Fragmente des Novalis mag solche Gleichsetzungen verständlich erscheinen lassen, doch wird deren Fragwürdigkeit dadurch nicht aufgehoben. Hier zeigt sich freilich auch, daß die neue Form des Essays

die Schale der klassischen philologischen Methode zu sprengen droht. Gewährt diese Deckung nach allen Seiten, so fordert jene eine Anstrengung des Geistes, die keine solchen Garantien kennt. Jeder Essay ist ein Wagestück. Auch da, wo er dem Glanz des Gewagten erliegt, erweist sich Walter Jens noch als wahrer Essayist, und damit als Statthalter einer Literaturgeschichte, welche die geistige Genügsamkeit nicht zu ihrer höchsten Tugend erwählt.

Stranda Hans Magnus Enzensberger

NIETZSCHE UND KEIN ENDE

Karl Schlechta: Der Fall Nietzsche. Aufsätze und Vorträge. *Carl Hanser Verlag, München 1958. 116 Seiten. 4.80 DM*

Seiner vielbewunderten dreibändigen Nietzscheausgabe im Hanser Verlag läßt der Mainzer Philosophieprofessor Karl Schlechta mit dieser Schrift eine Nachlese von Aufsätzen und Vorträgen zum „Fall Nietzsche“ folgen. Solchen Fall hat es erst durch Schlechtas Neuausgabe wieder gegeben; zugleich einen Fall Elisabeth Foerster-Nietzsche und vielleicht noch den dritten Fall Nietzsche-Pannwitz. Die kleine Schrift enthält fünf Aufsätze, darunter nur einen Beitrag („*Nietzsches Verhältnis zur Historie*“), der auch außerhalb des von Schlechta inaugurierten Falles Nietzsche wichtig ist und das Problem der zweiten „Unzeitgemäßen“ im Zusammenhang mit den Reaktionen Burckhardts, Cosima Wagners und Karl Hillebrands aufwirft. Wie alles, was Schlechta als Ausdeuter, nicht nur als Philologe zu Nietzsche zu sagen hat, birgt dieser Beitrag Kritik und Respekt in der Mischung, daß jene gleichsam den Faden, dieser nur den Einschlag des Gewebes bildet. Wer sich einmal von Nietzsches Faszination wirklich gelöst hat, scheint es sehr schwer zu haben, noch Gerechtigkeit, geschweige denn Liebe für ihn und sein Werk aufzubringen. Schlechta kämpft ritterlich mit dieser harten Konsequenz. Er tut es auch

dort, wo er sich nicht mehr allein mit Nietzsche, sondern mit seinen Verehrern, Erben, früheren Herausgebern auseinanderzusetzen hat. Die Brieffälschungen, die er der Schwester Nietzsches nachweisen konnte, haben ein weites Echo im In- und Ausland gefunden. Es hat sich aber auch etwas von dem unklaren Zorn in diese Zustimmungen gemischt, der im Grunde Nietzsches eigenem Denken und seinen schwer übersehbaren Einflüssen in den vergangenen üblen Jahren gilt. Damit hängt es zusammen, wenn man die Schwester Nietzsches trotz Schlechtas Enthüllungen vor einem absoluten Verdikt etwas in Schutz nehmen möchte. Das neue Buch bringt keine Argumente, die diese Sachlage verändern. Es bringt sie auch in seinem am stärksten polemischen Beitrag nicht, dem Aufsatz „*Nietzsche und kein Ende*“, mit dem Schlechta die einzige scharfe Kritik seiner Nietzscheausgabe durch Rudolf Pannwitz im „Merkur“ vom November vorigen Jahres auf eine im ersten Augenblick unwiderleglich erscheinende Weise beantwortet. Zwei Entgegnungen von Wolfram von den Steinen und Karl Löwith, die inzwischen wiederum im „Merkur“ (August 1958) erschienen sind, haben freilich gezeigt, daß doch Entscheidendes gegen die Ansichten Schlechtas sowohl in seiner Nietzscheausgabe wie auch in seiner Replik auf Pannwitz zu antworten bleibt.

Der „Wille zur Macht“, überhaupt die Intention eines „Hauptwerkes“ von Nietzsche läßt sich auch mit allem Nachweis der Unzulänglichkeit, ja der Korruptheit seiner früheren Herausgeber schwerlich aus der Welt schaffen. Nur der äußerliche Umstand, daß wir zu Nietzsches Gedanken in größere Distanz getreten sind, dürfte die Bedeutung dieser Frage so weit abgeschwächt haben, daß es heute nicht mehr so wesentlich ist, ob wir den Nachlaß „geordnet“ oder – wie in Schlechtas Ausgabe – ungeordnet, am Faden der Chronologie aufgereiht, vorgesetzt bekommen. Insbesondere Löwith hat aber sicherlich recht, wenn er die alte konstruktive Gestalt der chronologischen in der

neuen Nietzscheausgabe schon aus dem Grund vorzieht, weil sie thematisch zusammengehörende Texte leichter auffinden läßt. Hier hat also Schlechta entgegen vorschnellen Zustimmungen im Inlande und auch schon im Ausland (siehe *Maurice Blanchot* „Nietzsche aujourd'hui“, NNRF Nr. 68) vielleicht doch keine unabänderliche, neue Ausgangslage der Nietzscheedition geschaffen.

Was die kleine Schrift jedoch eigentlich „heiß“ macht, ist ihre Polemik mit Pannwitz persönlich. So etwas liest jeder gern, auch wenn er zu den angeschnittenen Problemen wenig Urteil hat. Schlechta bekundet sich hier als ein hochgewandter, ja eleganter Polemiker. Er sucht mit großem Geschick seinen Widersacher als Repräsentanten einer blinden Nietzschevergötzung hinzustellen, der in der Zwischenzeit nichts vergessen und nichts dazugelernt hat. Es muß auch zugestanden werden, daß die Kritik von Pannwitz den Stil einer älteren Epoche trägt, daß sie Sachliches und Persönliches ungut durcheinandermischt und die fragwürdige Forderung eines intuitiv-kongentialen Verstehens an jeden „rechtmäßigen“ Nietzscheherausgeber erheben möchte. Niemand wird sich gern einen „Schulbuben oder Literator“ nennen und „ein unglaubliches Maß von Unfähigkeit, etwas wie Nietzsche überhaupt zu verstehen“, nachsagen lassen, wenn er auf Leistungen hinweisen kann, die eine strengere Nietzschephilologie überhaupt erst begründet haben. So ist es verständlich, wenn Schlechtas Entgegnung auch ihrerseits Ungerechtigkeiten gegen die Person seines Kritikers herauskehrt. Pannwitz' Nietzsche-Auffassung, so veraltet sie sein mag, ist zweifellos aus der Mitte von Nietzsches Denken erwachsen. Sein Eigenwerk, von dessen ersten Stücken Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal Beträchtliches gehalten haben, erlaubt es ebenfalls nicht, von bloßem Sektierertum bei ihm zu sprechen. Einzelne Äußerungen, die Schlechta aus alten „Flugblättern“ von Pannwitz ausgegraben hat, mögen heute wunderbarlich, ja komisch wirken; sie reichen aber sicher

nicht aus, ihren Autor in der gewünschten Weise zu „erledigen“. Ganz abwegig ist es schließlich, Pannwitz, den Emigranten und „Philoktet“ unter den Geisteshelden unserer Zeit, in unklare Beziehung zu etwelchen dunklen Strömungen der Naziepoche zu bringen. So quitiert in diesem Streitfall eine Ungerechtigkeit die andere, und es erweist sich indirekt, daß die Akte Nietzsche vorerst wohl noch eine geraume Weile offenbleiben wird.

Berlin

Joachim Günther

DER DEUTSCHE WORTSCHATZ

Lutz Mackensen: Die deutsche Sprache unserer Zeit. *Quelle & Meyer, Heidelberg 1956. 198 Seiten. 5.80 DM*

Der Titel dieses verdienstvollen und stoffreichen Buches ist etwas füllig geraten: Es handelt zum weitaus größten Teil von Besonderheiten des Wortschatzes, die für die deutsche Umgangssprache um die Jahrhundertwende bezeichnend waren. Wer sich also nicht aufs Lexikalische beschränken mag (und was drückt sich nicht alles in den Veränderungen der Syntax aus!), geht ziemlich leer aus; und wer über die Entwicklung seit 1933 und gar seit 1945 nachlesen will, muß sich mit einigen angehängten Seiten des Schlußkapitels begnügen.

Dies vorausgeschickt, kann man ohne Einschränkung anerkennen, daß hier ein wichtiger Beitrag zur neueren deutschen Sprachgeschichte geleistet worden ist. Mit großer Übersicht über den im Ganzen unübersehbaren Komplex unserer Umgangssprache unternimmt es der Verfasser, die Veränderungen festzustellen, die sich im Wortbestand und -gebrauch in den vergangenen Jahrzehnten vollzogen haben. Dabei begnügt er sich nicht mit bloß philologischer Aufstellung, sondern zeigt auch, durch welche gesellschaftlichen Vorgänge die sprachlichen Wandlungen hervorgerufen wurden und welche Veränderungen in der Mentalität der Sprechenden sich in ihnen spiegeln. Insofern

ist es Kulturanalyse und Zeitkritik, was hier am Gegenstand der Sprache betrieben wird. Das Hauptverdienst wird man freilich in der Fülle der Belege sehen, im Unterschied etwa zum „Wörterbuch des Unmenschen“, in dem das Gewicht auf den an vergleichsweise wenig Beispielen peinlich durchgeführten Analysen liegt. Gleichwohl wären auch die Befunde des vorliegenden Buches bei allem Sammeleifer nicht denkbar ohne ein subtiles Gefühl des Verfassers für den zeitsymptomatischen Ausdruckswert der Wörter.

Wieviel vom Geist und der herrschenden Tendenz einer Zeit sich in ihren Lieblings- und Schlagwörtern aussagt, das wird in den Kapiteln über den Einfluß der Technik (um 1890), der Großstadt (um 1900), der Wirtschaft, der Politik, der Dichtung (des Naturalismus und Impressionismus) auf die Sprache dargestellt und reichlich belegt. Dabei wird z. B. deutlich, welch außerordentliche quantitative Bereicherung der Wortvorrat durch die Technik erfährt, ohne daß solchem Zuwachs eine geistige und seelische Differenzierung entspräche. Die Übertragung technischer Begriffe auf menschliche Verhältnisse bringt es vielmehr mit sich, daß sich die Grenzen zwischen Mensch und Ding verwischen und jeder Lebensvorgang nur unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsleistung betrachtet wird. Ein einziges Wort wie etwa „Kulturschaffen“ kann da ungeheuer aufschlußreich sein. Das massenhafte Aufkommen von Kunstwörtern (Persil, Odol, Kodak, Veronal) und synthetischen Wortbildungen (Hapag, Agfa, Mitropa, Ufa) im Gefolge der industriellen und wirtschaftlichen Entwicklung wird ebenso ausführlich geschildert wie der Anteil, den die Großstadt am Vordringen der Ironie, des Schlagwortes, des Gaunerjargons und der phrasenhaften Übertreibung in die Sprache hat. Bezeichnender noch als die Neuprägungen sind die bevorzugten Wendungen, die stehenden Ausdrücke, die Lieblingswörter einer Epoche. „Ideal, deutsch, echt, Persönlichkeit, stilvoll, organisch, Pflege, Einkehr, Wiedergeburt“ – hier hat man das typische Vokabular, das zu Beginn der neunziger

Jahre, als der „Rembrandt-Deutsche“ Langbehn die Geister bewegte, in hohem Kurs stand. „Modern“ und „wahr“ waren die Pa-rolen, in denen sich die Vertreter des Naturalismus in ihrem Kampf gegen die Sprache der Klassik erkannten. „Sinngabung, Aura, schöpferisch, Seinskultur, Einstellung“ – man fühlt sich in Keyserlings Schule der Weisheit zurückversetzt.

Solche Wortlisten kann man reichlich in Mackensens Buch finden oder daraus zusammenstellen. Rund 2000 Wörter sind behandelt und kritisch besprochen und keineswegs nur aus dem Umkreis der Dichter und Philosophen, sondern ebenso aus der Welt der Handelsvertreter, Sportler, Techniker, Filmleute, Soldaten, Börsianer, Kleinbürger, denn die Umgangssprache ist ja vorwiegend das Erzeugnis der städtischen, zivilisatorischen Masse. Mackensens Buch ist nicht zuletzt dadurch wertvoll, daß es die Entstehung und Ausbreitung dieser neuen, zwischen Schriftdeutsch und immer mehr schrumpfenden Dialekten angesiedelten Sprachform deutlich macht.

Düsseldorff

Herbert Nette

POLITISCHE REPORTAGEN

Charles Wassermann: Tagebuch der Freiheit. Als Reporter in Ungarn und Polen. 320 Seiten

Charles Wassermann: Unter polnischer Verwaltung. 320 Seiten. Beide Blüchert Verlag, Hamburg 1957. Jeder Band 12.80 DM

Die tragischen Ereignisse in Ungarn, die im Oktober und November 1956 den heroischen Freiheitskampf eines mutigen Volkes gegen die sowjetische Unterdrückung zeigen und denen die freie Welt tatenlos zusehen mußte, sollten in unser aller Herzen eingegraben sein. Daß wir so unmittelbar Zeuge jener erschütternden Geschehnisse werden können, verdanken wir in erster Linie den Reportern: mutigen Männern, die für die Presse, den Rundfunk und das Fernsehen in dem Hexenkessel Ungarn aushielten und bei aller Leiden-

schaft des Mitgefühls, des Entsetzens und Grauens doch sachlich berichteten, was sie sahen und hörten. Einer dieser Berichter-statter von den Schlachtfeldern der Freiheit und des Todes war Charles Wassermann, übrigens ein Sohn des unvergeßlichen Jakob Wassermann, der in seinem aufwühlenden Roman „Der Fall Mauritius“ so leidenschaftlich für Recht und Gerechtigkeit eingetreten ist. Charles Wassermann, der seine Tätigkeit als Reporter bei der kanadischen Radio- und Fernsehgesellschaft begonnen hat, ist vor einigen Jahren mit seiner kanadischen Frau Jacqueline nach Europa umgesiedelt und hat mit ihr eine Rundreise durch die Oststaaten unternommen, deren Frucht die beiden hier angezeigten Bücher sind, die mit einem ungewöhnlich reichen Bildmaterial ein anschauliches Bild über die dortigen Zustände geben. Er sieht die kleinen zufriedenen Funktionäre, deren Psyche er vorzüglich analysiert, er sieht den unbeugsamen Freiheitswillen der Ungarn und zum Teil auch der Polen, wobei die Zeichnung des abscheulichen „Kulturpalastes“ und der polnische Widerwille gegen ihn besonders witzig ist, er fühlt, als die ungarische Revolution Ende Oktober 1956 zu gelingen scheint, instinktiv das kommende Unheil und das Herannahen der russischen Panzer, denen sich wehrlose Jugendliche, halbe Kinder, in leidenschaftlichem Freiheitsdrang entgegenwerfen. Als authentische Darstellung des ungarischen Freiheitskampfes gehört Wassermanns Reportage zu den besten hier in Betracht kommenden Berichten. Nicht minder wertvoll ist der Band „Unter polnischer Verwaltung“. Uns alle bewegt die Frage: wie sieht es in den deutschen Gebieten aus, die die Potsdamer Konferenz „unter polnische Verwaltung“ gestellt hat, was ein moderner Ausdruck für Annexion ist, eine Annexion, die sich von den Annexionen früherer Epochen dadurch unterscheidet, daß die Einwohner nicht etwa ihre Staatsangehörigkeit wechselten, sondern kurzerhand totgeschlagen oder unter Peitschenschlägen aus dem Lande getrieben wurden. Niemand hat die heute dort herr-

schenden Zustände mit solcher Klarheit beschrieben und mit erschütterndem Bildmaterial veranschaulicht wie Wassermann, der nach seiner Rückkehr aus dem unglücklichen Ungarn im Sommer 1957 mit seiner tapferen Frau Jacqueline eine mehrwöchige Fahrt durch Ost- und Westpreußen, das Danziger Gebiet, Ostpommern, Ostbrandenburg und Schlesien unternahm.
Berlin Herbert Stegemann

STUDIE ÜBER DIE DIKTATUR

Carl Joachim Friedrich: Totalitäre Diktatur. Unter Mitarbeit von Prof. Zbigniew K. Brzezinski. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1957. 315 Seiten. 32.— DM

Diese Rezension ist in den Tagen der Nah-Ost-Krise geschrieben worden; die vorausgegangene Lektüre des Buches mutete plötzlich, als sich die Meldungen überstürzten, wie eine nach rückwärts verlängerte Vorbereitung an, um die gefährlichen Stunden zwischen Beirut, Washington, Bagdad und Moskau besser zu verstehen. Erleben wir erneut den Sturz ins Verderben des Krieges?

Friedrich erörtert im Zusammenhang mit der kommunistischen Ideologie und ihrem Ziel der Weltrevolution die Frage, welcher kriegsrischen Mittel sich die Sowjets bedienen werden. Er verneint die Möglichkeit eines „großen und allgemeinen“ Krieges und hält lokal-begrenzte Auseinandersetzungen für wahrscheinlicher. Dazu führt er aus: „Von Stalin wird berichtet, daß er einem englischen Besucher, der sich mit ihm über die Frage unterhielt, erklärt habe, daß ein gelegentlicher Fußtritt gute Dienste leisten könne. Aber solche Fußtritte, solche kleinen Kriege, sind ungefährliche Mittel, um die Weltrevolution zu fördern.“

Erleben wir in Nah-Ost, am Nil, das Werden einer neuen Diktatur? Die vorliegende Untersuchung des 1901 in Leipzig geborenen Verfassungsrechtlers der Harvard-University Carl Joachim Friedrich trägt auf ihre

Weise zur Beantwortung der Frage bei. Sie ist in Zusammenarbeit mit Brzezinski 1956/57 unter dem Titel „Totalitarian Dictatorship and Autocracy“ erschienen und stellt in der jetzigen Form eine eigene Übertragung Friedrichs dar, bei der er gegenüber dem englischen Original erhebliche Änderungen vorgenommen und neue Gedanken verarbeitet hat. In der sachlichen Sprache des Juristen breitet der Verfasser für die drei bisher bekannten Diktaturen Deutschland, Italien und UdSSR umfangreiches Material aus. Sein Ziel ist die Beantwortung der Fragen nach dem Wesen totalitärer Diktaturen und die Einordnung dieser Staatsform in die „sonstige Kenntnis von Herrschaft und Politik“. – Totalitäre Diktatur wird als „eine mit gewissen Zügen der heutigen Industriegesellschaft verknüpfte Entwicklungsform der politischen Ordnung“ verstanden, sie ist historisch einzigartig und sui generis, für sie kennt die Vergangenheit nichts wirklich Entsprechendes. „Die entscheidenden Wesenszüge ... sind die sechs folgenden: eine Ideologie, eine Partei, eine terroristische Geheimpolizei, ein Nachrichtenmonopol, ein Waffenmonopol und eine zentralgeleitete Wirtschaft.“ Diese Phänomene werden eingehend beschrieben, und in dem abschließenden Kapitel die Gruppen des Widerstandes, „Inseln der Absonderung“ genannt, in ihren Leistungen gewürdigt. Das Buch läßt Bekanntes und Erlebtes wieder wach werden und trägt durch seine klare Übersichtlichkeit und nüchterne Stellungnahme dazu bei, sich mit den Gegebenheiten totalitärer Staaten auseinanderzusetzen.

Daß dem Autor vereinzelt kleine Irrtümer unterlaufen, ist bei dem diffizilen Thema, der Reichhaltigkeit des Materials und auch der Ferne des Autors vom damaligen Geschehen verständlich; so war z. B. die „Stamm-HJ“ gerade kein „Kern von besonders für die Organisation geeigneten Jungen“ (S. 77), sondern die große Masse der Mitglieder. Amerika hat in den letzten Jahren zahlreiche Publikationen vorgelegt, die sich ideolo-

gischen Fragen, besonders im eurasischen Raum, zuwenden. Sie versuchen alle, solche dem Amerikaner in seiner staatlichen Entwicklung fremden, vielleicht sogar unverständlichen Erscheinungen zu erklären und zu deuten; Friedrichs „Totalitäre Diktatur“

gehört zu den besten dieser Art. Es ist aber auch für uns, die wir einmal „mitten drin“ steckten, ein wichtiges und ein notwendiges Buch, dessen Studium allen politisch Interessierten zu empfehlen ist.

Berlin

Detlef C. Kochan

FORUM

DER KAMPF UM PRIVILEGIEN

Die jungen Damen, die in diesem Jahr als „Debütantinnen“ ihre Hofknickse vor der englischen Königin zelebrierten, waren die letzten, die auf diesem nobelsten Heiratsmarkt der Welt angeboten wurden. Dies hat zwei Gründe: Die Volksschichten, die keine Gelegenheit hatten, ihre Töchter bei Hofe vorzustellen, hatten auf die Abschaffung des Debütantinnenwesens gedrängt – und jene Familien, deren gesellschaftlicher Rang erlaubte, ihre heiratsfähigen Töchter der Creme der aristokratischen männlichen Jugend zur Auswahl vorzulegen, hatten diese Errungenschaft ohne Begeisterung verteidigt, denn sie kostete mit allen Konsequenzen pro Tochter soviel wie ein neues Auto.

Die Tendenz zur Beseitigung alter Privilegien ist heute in England, dem Land der langlebigen Institutionen, besonders ausgeprägt. Man plädiert ernsthaft für die Beseitigung der erblichen Angehörigkeit zum Oberhaus, ja, es gilt neuerdings sogar unter jungen Aristokraten als smart, die Schwächen der Königin öffentlich zu kritisieren.

Der Kampf um die gesellschaftliche Gleichberechtigung und Gleichstellung spiegelt sich aber nicht nur in photogenen Situationen bei Hof, sondern auch in der seriösen politischen Diskussion. Mehr Gleichheit – das ist eine große Parole in einem Land, wo die erste Forderung der Französischen

Revolution, die Freiheit, seit Jahrhunderten erfüllt ist und wo man realistisch genug ist, um zu erkennen, daß deren drittes Ideal, die Brüderlichkeit, nicht in die politische Sphäre gehört.

Daß die Engländer aber die Gleichheit für so wichtig halten, ist nicht zuletzt in dem Raffinement begründet, mit dem die englische Oberschicht trotz öffentlichem Gesundheitsdienst und Steuerprogression ihre Privilegien zu wahren versteht. Es ist kein Zufall, daß in England das Phänomen der U- und NON-U-Sprache entdeckt worden ist. (In einem sehr erfolgreichen Buch wurde untersucht, durch welche sprachliche Nuancen sich die „Upper class“, die Oberschicht, von der „NON-Upper class“, der Plebs, abhebt.)

Die Reservationen, in die sich die englische Oberschicht zurückzieht, sind nicht einfach im politischen Sturmangriff zu nehmen. Informierte Beobachter führen die literarische Vergrämtheit der „zornigen jungen Männer“ auf die Tatsache zurück, daß die aus minderbemittelten Schichten der Bevölkerung stammenden Absolventen wenig geachteter Hochschulen ohnmächtig gegen die Privilegien der in Cambridge und Oxford graduierten Angehörigen der Nobilität anrennen. Das Bildungsprivileg ist zwar so gut wie gebrochen, aber das gesellschaftliche Privileg ist unangetastet. Die Oberschicht hat wieder einmal die Plebejer um den Erfolg einer Revolution betrogen. Man darf daher nicht einmal in England Sym-

ptome wie die Abschaffung der Debütantinnenvorstellungen ohne Einschränkung als Fortschritt qualifizieren. Die „Upper class“ zieht sich nur zurück – hinter neue gesellschaftliche Mauern, die vorläufig dem Zorn auch der zornigsten jungen Männer trotzen.

Diesem „siegreichen Rückzug“ einer alten traditionsreichen Klasse kann man ein gewisses kulturelles Niveau nicht absprechen. Eine gesellschaftliche Schicht, die jene Wälle, die der Finanzminister niedergeissen hat, aus Vokabeln und Aussprachenuancen wiederaufzubauen versteht, demonstriert, daß die nun absterbenden Privilegien mit einem gewissen historischen Recht genossen wurden.

Hier sollte ein gefährliches Mißverständnis vermieden werden. Die Verteidiger von Privilegien und jene, die sich neue Vorrechte schaffen wollen, verstehen es nämlich in unserer Zeit, die gesunde Abneigung gerade der Intellektuellen und geistig regsamsten Elemente der Gesellschaft gegen Verflachung und Gleichmacherei vor ihren Wagen zu spannen. Die Gefahr der geistigen Einebnung und Vermassung, die uns durch die Entwicklung der technischen Gesellschaft droht, liegt aber auf einer völlig anderen Ebene. Man könnte sogar sagen: Das zähe Ringen um äußere Privilegien ist ein Kennzeichen der geistigen Vermassung. Der Drang zum materiellen Privileg ist geradezu ein Symptom der kulturellen Verarmung. Kleider machen Leute – aber keine Menschen. Die Differenzierung der Leutegesellschaft ist das Privileg; die Differenzierung der Menschengesellschaft ist die Persönlichkeit. Hier bilden sich Kasten, dort Eliten. Damit soll nicht gesagt sein, daß die eine wie die andere Gesellschaftsform in Reinkultur auch nur denkbar wäre. Die Realität ist die Überschneidung. Aber nicht das ist vom Übel, was durch Beseitigung von Privilegien eine äußere Gleichheit schafft, sondern das, was die Herzen und Hirne uniformiert. Der Trend zur Aufhebung der Privilegien ist das Positive an der modernen

Gesellschaft, ihr Trend zur geistigen Gleichschaltung das Negative. Kulturpolitik betreiben heißt, den einen Trend unterstützen und sich gegen den anderen stemmen, Privilegien niederreißen und Eliten aufbauen. Vielfach ist die Zertrümmerung der Kasten Voraussetzung zur Bildung echter Eliten.

Ein Beobachter Amerikas hat den Unterschied zwischen der amerikanischen und europäischen Gesellschaft simplifizierend folgendermaßen definiert: In Amerika gibt es eine Klassengesellschaft, in Europa eine Ranggesellschaft. Das heißt: Das soziale Prestige des Amerikaners steht in direktem Zusammenhang mit seinem Bankkonto, mit seiner Konsumtionskraft. Man sieht einen Klosettpapierfabrikanten nicht scheel an, sofern er aus seinem unaussprechlichen Artikel genügend Geld macht; andererseits schätzt man den Lehrer, den Beamten oder den Offizier höchstens, wenn er eine Frau geheiratet hat, deren Vermögen sein schmales Einkommen kompensiert. In Europa, so sagt diese Theorie, gilt die soziale Funktion noch immer mehr als deren konsumierbarer Ertrag. Ein Adelsprädikat, ein Titel, eine prächtige Uniform, ein Orden geben mehr Glanz als der Ruf, ein guter Geschäftsmann zu sein. Diese Definition macht es sich wahrscheinlich zu leicht, weil sie den einzelnen Kontinenten Eigenschaften zuordnet, die in Wirklichkeit hier wie dort zu finden sind und die eher einem historischen Nebeneinander als einem geographischen Nebeneinander entsprechen. Diese „amerikanische“ Gesellschaft greift nämlich auch bei uns um sich. Sie ist einfach die moderne, von der technischen Revolution umgestaltete Gesellschaft des Hoch- und Nachkapitalismus, deren Entwicklung geradezu naturgesetzlich vor sich geht. Dieser sozialen Revolution wohnt eine egalisierende Tendenz inne, die in Europa durch den politischen Kampf um den sozialen Fortschritt eine ideologische Verstärkung erfährt.

Die Endform der technischen Revolution ist im Begriff, für die ganze zivilisierte

Menschheit die Hauptprivilegien der Vergangenheit abzuschaffen. Das Endstadium dieser Entwicklung sieht so aus:

Alle essen das gleiche. Die Hauptnahrungsmittel sind genormt. Die Unterschiede in der Diät von Personen, die leicht dick werden, und solchen, die viel vertragen, sind größer als die zwischen Angehörigen der obersten und der untersten Schicht.

Alle sind vollständig gleich angezogen. Kunststoffasern und Luxuskonfektion lassen keinen Unterschied zwischen Generaldirektor und Bürobeamten erkennen. Auch der Arbeiter sieht, sobald er seinen Overall mit seinem Anzug vertauscht, genauso aus. Kleider machen nicht mehr Leute.

Alle Wohnungen sind mit dem gleichen Normkomfort ausgestattet. Bad, Kühlschrank, Elektronenherd, Abwaschmaschine, Mixer und die sonstigen „Gadgets“ sind so selbstverständlich wie Messer und Gabel. Jede Familie verfügt über ein bis zwei Autos, die einander gleichen wie ein Ei dem anderen. Die Differenzierung ist nicht klassenmäßig, sondern altersgruppenmäßig vom Kabriolett zum Familienautobus.

Es gibt keine unerschwinglichen Kulturgüter. Alle sehen mehrere Stunden am Tag das gleiche Fernsehprogramm, verfügen über die gleichen Pocketbücher und Zeitungen, sehen die gleichen Filme, können sich die gleichen Reproduktionen der gleichen Bilder und die gleichen Schallplatten der gleichen Musikstücke kaufen.

Das Bildungsprivileg ist völlig beseitigt. Jedermann kann jede beliebige Hochschulausbildung genießen, wenn er nicht zu dumm oder zu faul dazu ist. (An diesem „Wenn“ setzt das Entscheidende ein: die kulturelle Differenzierung der modernen Gesellschaft.)

Jedermann kann ärztliche Hilfe und Spitalpflege haben, wenn er ihrer bedarf. Niemand stirbt mehr, weil er arm ist. Jede Frau hat gleich viel Chance, ihre Schönheit zu pflegen und Sport zu betreiben.

Das bedeutet in anderer Hinsicht:

Niemand ist mehr bereit, einem anderen die Schuhe zu putzen, den Boden zu reiben

oder den Rasen zu mähen. Soweit solche Dienstbotenarbeiten nicht durch technische Fortschritte überflüssig oder von Robotern erledigt werden, verrichten sie Service-Firmen, deren Dienste sich ebenfalls jeder leisten kann. Die persönliche Dienstleistung wird abgeschafft oder durch eine öffentliche Dienstleistung ersetzt.

Niemand hat es mehr nötig, einen unerwünschten Partner zu heiraten, um zu einer Wohnung oder zu einem Auto zu kommen. Das Scheckbuch, soweit es mit keinen persönlichen Qualitäten kombiniert ist, verliert seinen Sex-Appeal.

Man ist selbst im amerikanischsten Amerika von der Erreichung dieses Zieles weit entfernt, aber zweifellos wird es, wenn keine Katastrophe eintritt, in absehbarer Zeit erreicht werden.

Rein technisch betrachtet, verbleiben unter anderem folgende Möglichkeiten, auch in der äußerlich egalisierten Gesellschaft zu denen zu gehören, die „gleicher sind als gleich“:

Die Eigenheit des arithmetischen Systems bringt es mit sich, daß die ersten Nummern eines Numerierungssystems sowie die Zahlen mit vielen Nullen oder mit gleichen Ziffern als etwas Besonderes erscheinen. Autonummern bestimmter Serien können daher einen Pseudowert bekommen.

In Stadtzentren steht der Parkraum in keinem Verhältnis zur Zahl der durchströmenden Autos. Wer vor bestimmten Gebäuden parken darf, ist bevorzugt.

Man kann Exklusivmodelle von Autos und anderen Konsumgütern schaffen.

Man kann einzelne Wohnviertel für Angehörige einer besonderen Schicht reservieren, ebenso bestimmte Kurorte, Hotels, besonders aber die obersten Stockwerke von Wolkenkratzern. Jeder Wolkenkratzer hat seiner Natur nach nur ein oberstes Stockwerk.

In Hochhäusern sind die Aufzüge zu den Stoßzeiten überfüllt. Man kann Sonderaufzüge einbauen, die nur für Bevorzugte mit privaten Schlüsseln benutzbar sind.

Auch große Säle haben nur einen bestimm-

ten Fassungsraum. Eintrittskarten zu Premieren oder Einladungen zu bestimmten gesellschaftlichen Anlässen bedingen daher eine Auslese.

Prominente Persönlichkeiten haben nur zwei Hände. Wer sie zum Unterschied von den anderen schütteln darf, ist privilegiert. Gewisse Schnellverkehrsfahrzeuge, später Mondraketen, haben auf lange Sicht nur eine beschränkte Anzahl von Sitzplätzen. Nur Vorzugskandidaten können mitgenommen werden.

Aus dieser Aufstellung geht klar hervor, daß in einem fortgeschrittenen Stadium der gesellschaftlichen Entwicklung der Nutzen des Privilegs völlig vom Prestige ersetzt ist, das es verleiht. Der reiche Mann wurde einmal als einziger satt; später war er derjenige, der das einzige Auto, das einzige Sportflugzeug hatte – nun ist er nur noch derjenige, der in der Bonzenstraße wohnen und im Managerlift zu seinem Dachgartenbüro fahren darf: Der „Gebrauchswert“ ist völlig vom „Tauschwert“ verdrängt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der so Privilegierte nach den Maximen der Leutegesellschaft nichts „davon hat“. Je weniger Privilegien es gibt und je mehr sie an Nutzwert verlieren, desto höher steigen sie im Bereich der geistigen Armut im Kurs. Wenn sich die Egalisierungstendenzen durchsetzen, wird man auch diesen Privilegien zweiten Grades auf den Leib rücken – sei es aus Neid, sei es in der Erkenntnis höherer Werte. Die Abschaffung oder Eindämmung der Privilegien zweiten Grades ist bis zu einem gewissen Grad möglich. Man kann zum Beispiel besondere Autokennzeichen auslassen oder verlosen. Man kann aufreizende Exklusivveranstaltungen (siehe Debütantinnen) abschaffen. Man kann besonders begehrte Baugründe, wie etwa die Ufer von Alpenseen, der Allgemeinheit vorbehalten, anstatt sie von wenigen Zahlungskräftigen verbauen zu lassen. Man kann besonders feierliche Akte denjenigen Personen vorbehalten, die dort etwas zu suchen haben. Man kann

etwa auf den Bau von Sonderschnellaufzügen verzichten und den Generaldirektor bei Büroschluß fünf Minuten vor dem allgemeinen Aufzug warten lassen.

Es ist leicht, zu erkennen, daß man mit solchen Vorkehrungen nicht warten muß, bis die Privilegien erster Ordnung von der Geschichte überholt sind. Die Zukunft hat auch auf diesem Gebiet schon längst begonnen. Die Geschichte der russischen Revolution ist ein makabres Lehrbeispiel: Hier wurde lange vor der Aufhebung ökonomischer Klassengegensätze eine Kaste geschaffen, die sich aller primären und sekundären Privilegien bemächtigt hat, die man nur ausdenken kann.

Wer Privilegien nachweint, ist ein Dummkopf. Besonders dann, wenn er gar nicht zu jenen gehört hat, für die sie von Vorteil waren. Niemand, dem es um die echten Persönlichkeitswerte geht, wird bedauern, daß die Mühlen der Zeit so und nicht anders mahlen. Albert Einstein hat seine Relativitätstheorie ersonnen, ohne eine niedrige Autonummer zu haben, und Yehudi Menuhin würde nicht besser Geige spielen, wäre er ein wirklicher Hofrat. Man hat auch nicht gehört, daß der Toni Sailer besser Ski fährt, seit er die höchste österreichische Auszeichnung besitzt.

Je wirksamer nämlich die Entwicklung der modernen Gesellschaft die Privilegien abbaut, desto klarer treten die echten Ungleichheiten der Menschen, die Persönlichkeiten, hervor. Die Natur ist ungerecht genug: Schönheit triumphiert über Häßlichkeit, Talent über Mittelmaß, Lebenskraft über Schwäche. Geistige Originalität und Geschmack spotten der Masse, Weisheit und Lebenskunst machen ein menschliches Leben ebenso hell, wie es Beschränktheit und Unvernunft verdunkeln. Die menschliche Differenzierung wird klarer, je stärker die Privilegien zurückgedrängt werden. Die äußerlich egalisierte Gesellschaft bietet der Humanität und Kultur eine größere Chance als die Kastengesellschaft. Die Aufgabe ist, diese Chance zu nützen.

London

Franz Kreuzer

BIBLIOGRAPHIE ROMANISCHER ZEITSCHRIFTEN

Nach der Machtübernahme de Gaulles ist die Politik (und zwar die Innenpolitik) mehr und mehr zum Zentralproblem auch der französischen Zeitschriften geworden. Die intellektuelle Linke sieht sich nun vollständig in die Defensive gedrängt – willkürliche Beschlagnahmungen bedrohen die unabhängigen Zeitschriften nicht nur in ihrer geistigen Freiheit, sondern auch in ihren wirtschaftlichen Existenzgrundlagen.

Das Dilemma der intellektuellen Linken wird am deutlichsten im Blatt Sartres „*Les Temps Modernes*“. „En trois semaines, la gauche s'est effondrée. On ne s'y attendait vraiment pas. L'impuissance et la paralysie des parties ouvrières et d'abord du Parti Communiste nous plongent encore dans l'étonnement,“ schreibt Raymond Borde in der Julinummer, die in einer Generalübersicht die Gründe für die „verlorene Schlacht“ sucht. Man sieht sich einerseits „entre la République et le Fascisme“ (wie das Leitthema dieses Heftes lautet), andererseits hat die KP mit der Hinrichtung Imre Nagys „an ihrer eigenen Isolierung gearbeitet“. Diese offensichtliche Ausweglosigkeit zwischen östlicher Henkerpolitik und dem Fallschirmjägerregime erklärt das angestrenzte Interesse, mit dem die Zeitschrift das Beispiel Polen verfolgt. Das Doppelheft Mai-Juni widmet sich wieder einmal der Lage der Intellektuellen unter dem polnischen Regime – einer der führenden Köpfe, der junge Warschauer Philosophieprofessor Leszek Kolakowski, stellt sich mit einer geschichtsphilosophischen Artikelserie „Responsabilité et Histoire“ vor. Obwohl überzeugter Kommunist (und geradezu wild anti-klerikal), fordert er intellektuelle Kommunisten, „die frei denken, denn Opportunisten können der Partei nichts nützen“. Verständlich, daß sich Sartre für Polen interessiert. Auch das Juliheft widmet sich Polen, neben Kolakowski erscheint eine Betrachtung

des polnischen Theaters, dazu ein Stück von Jerzy Broszkiewicz. (In den gleichen Heften bringt Simone de Beauvoir Auszüge aus ihren Jugenderinnerungen.)

Auch „*Preuves*“ widmet seine Juli-Nummer den innerpolitischen Ereignissen (Beiträge von Eugène Mannoni, Herbert Lüthy und Pierre Emmanuel) – die Kurzgeschichte des Heftes ist diesmal von Friedrich Dürrenmatt: La Panne. Im August-Heft enthüllt Pierre Emmanuel den Minderwertigkeitskomplex besonders der Franzosen den Amerikanern gegenüber – eine ganze Artikelserie ist Imre Nagy gewidmet – Dürrenmatt setzt seine Geschichte fort, und auch der andere „große Schweizer“ Max Frisch wird (in einem Essay von Greta Rau) vorgestellt.

Die „*Nouvelle Nouvelle Revue Française*“ bringt von Marcel Jouhandeau „Réflexions sur la vie et le bonheur“, einen Essay von E. M. Cioran über die Utopie – am Rande eine kleine reizvolle Glosse von Audiberti: „Pierrot“.

Die spanische Schwesterzeitschrift der *Preuves*, „*Cuadernos*“ (ebenfalls in Paris vom Kongreß für Kulturelle Freiheit herausgegeben), bietet eine andere Perspektive Spaniens als die offiziellen im Lande selbst erscheinenden (und zensierten!) Zeitschriften: Die interessantesten Beiträge des Juli-August-Heftes erscheinen denn auch unter Pseudonymen: Aufsätze über die politische Zukunft Spaniens, über das „Opus Dei“ (eine katholische Gruppe mit monarchistischen Zielen) und über die Falange. Daneben finden sich Artikel über Argentinien, „Thomas Mann und die Politik“ von Ignazio Silone, „Die soziale Verantwortung des Philosophen“ von Raymond Aron und ein Beitrag von Salvador Madariaga „Die hispanische Familie“ (d. h. Spanien und Südamerika).

Während sich „*La Table Ronde*“ (Juli-August) ebenfalls der Politik (in einigen Aufsätzen über die islamische Welt) widmet, halten

sich die „*Lettres Nouvelles*“ (nachdem sie in einem, dem Juni-Heft beiliegenden Flugblatt die Veränderung der innenpolitischen Verhältnisse deutlich kommentiert hatten) im Juli-August-Heft zurück, es ist fast ausschließlich literarischen Themen gewidmet. Zum Gedenken an Juan Ramon Jimenez erscheinen einige seiner Coplas, Gabriel Boumoure untersucht „la rose de Choubra“ (ein archetypisches Symbol bei Gérard de Nerval), der Philosoph und Soziologe Georges Gurvitch schreibt seinen „Itinéraire intellectuel“ – das übrige Heft bilden Erzählungen und lyrische Prosa von Pierre Gascar, J. Ch. Pichon, Hubert Damisch und anderen.

Von größtem literarischem Interesse ist die Juli-August-Nummer der Zeitschrift „*Esprit*“. Das ganze Heft ist dem „neuen Roman“ gewidmet: Nach einem ausführlichen „Panorama der neuen Roman-Literatur“ von Olivier de Magny werden 10 Autoren im Urteil der Kritik und in ihren wichtigsten bibliographischen Daten vorgestellt, die Magny wohl für die repräsentativsten Romanciers des heutigen Frankreich gehalten hat. Sie sollen hier wenigstens dem Namen nach bekannt gemacht werden: Michel Butor (*Passage de Milan, L'emploi du temps, La modification*), Alain Robbe-Grillet (*Les gommes, Le voyeur, La jalousie*), Nathalie Sarraute (*Tropismes, Portrait d'un Inconnu, L'ère du soupçon*), Samuel Beckett (*Murphy, Molloy, Malone meurt, L'innomable*), Jean Cayrol (*Je vivrai l'amour des autres, La noire, La gaffe*), Marguerite Duras (*Barrage contre le Pacifique, Le square, Moderato cantabile*), Claude Simon (*Le tricheur, La corde raide, Le vent*), Robert Pinget (*Entre Fantôme et Agepa, Baga*), Kateb Yacine (*Nedjma*), Jean Lagrolet (*Le pire, Les vainqueurs du jaloux*). Magny sieht die moderne Romanliteratur in Abhängigkeit von den „vier großen Ausnahmen“: Proust, Joyce, Kafka und Faulkner und deutet ihren Einfluß auf die jungen Romanciers. Weitere Artikel be-

schäftigen sich mit speziellen Problemen des Romans: Askese im Roman (von Dina Dreyfus), „Unschuldige“ Romane? (von Bernard Dort), Brief an einen jungen Romancier (von Luc Estang) u. a. Vor dem Reichtum an jungen Autoren, der hier vorgestellt und analysiert wird, läßt sich ein wenig Neid jedenfalls schlecht verhehlen.
K.G.S.

TRAUMBUCH EINES GEFANGENEN

Sehr geehrter Herr Dr. Hartung,

in Heft 47 Ihrer Zeitschrift NEUE DEUTSCHE HEFTE veröffentlichten Sie einen von Wieland Schmied an Sie gerichteten Brief, der im wesentlichen meinen im Carl-Hanser-Verlag, München, erschienenen Band „*Traumbuch eines Gefangenen*“ zum Inhalt hat. Herr Schmied legt darin seine Gründe dar, die ihn bewogen haben, mein Buch nicht zu rezensieren.

Erlauben Sie mir, daß ich gegen eine solche Form der literarischen Kritik, die mit „*Statt einer Rezension*“ überschrieben ist, einige Bedenken äußere. Der Briefschreiber verwendet das so leidige Prinzip des tödlichen Zitats, dem man dann keine nähere Begründung folgen läßt, etwas, was eigentlich seit Karl Kraus nicht mehr möglich ist. Ferner erhebt er den Vorwurf, daß mit meinem „gewiß sehr schweren Schicksal Reklame gemacht wird“.

In meinem Buch „*Traumbuch eines Gefangenen*“, das rezensiert werden sollte (nicht der Verlagsprospekt), ist dies aber nicht der Fall, davon kann sich jeder Leser leicht überzeugen. Die Tatsache nämlich, daß in den bisherigen „*Gefangenenbüchern*“ das Biografische überwiegt und daraus Kapital geschlagen wird, hat mich gerade bewogen, davon abzurücken und vielmehr die Wach- und Schlafträume, die Ängste und Erinnerungen, die Hoffnungen und Verzweiflungen zu schildern. Daß im Werbetext des Verlages empfehlende Worte sind, ist bei diesen Aufzeichnungen

selbstverständlich. Das Biografische wird jedoch nur in Nebensätzen erwähnt und ausdrücklich darauf hingewiesen, daß „dennoch das, was Bienek erlebt hat, nicht mehr als nur Anlaß für seine Prosa und Verse war“. Und die eigentliche Kurzbiografie ist so knapp und sachlich wie überhaupt denkbar, sie umfaßt 2½ Zeilen. Jeder Verlag wird, wenn er etwa ein Kriegsbuch veröffentlicht, sagen, ob der betreffende Autor im Kriege war oder nicht. In meinem Fall aber, so schrieb mir erst kürzlich der Verlag, war der Hinweis auf den biografischen Anlaß des Buches deshalb notwendig, weil die Aufzeichnungen so weit von der vordergründigen Wirklichkeit abstrahiert sind.

Der Briefschreiber hat sich eine schöne und im ganzen wohl auch richtige These zurechtgelegt, nur hat er sie (aus einer vorhandenen Forestier-Psychose heraus) am falschen Objekt zu exemplifizieren versucht. Gerade das, was er mir vorwirft, die Betonung des Biografischen, findet sich in meinem Buch, das ja das Traumbuch eines Gefangenen ist, am wenigsten. Ein Gedicht wie etwa das im Brief erwähnte „In den Silos der Qual“ ist so weit von seinem eigentlichen Anlaß entfernt, daß man ohne weiteres (wenn man nicht hypnotisiert auf den Verlagsprospekt starrt) Beziehungen zu einem modernen verdinglichten Bank- oder Versicherungsbetrieb entdecken kann. Einem Rezensenten ist es gestattet, ein Buch schlecht oder gar miserabel zu finden, aber er dürfte kaum das Recht haben, einem Schriftsteller vorzuwerfen, daß er vier Jahre im Konzentrationslager gegessen hat.

Im übrigen bin ich ganz der Meinung des Briefschreibers, wenn er im letzten Absatz zitiert: „Fängt man einmal damit an, nicht-literarische Umstände bei der Beurteilung von Werken der Literatur entscheidend zu berücksichtigen, dann hört über kurz oder lang die deutsche Literatur zu bestehen auf.“ Ich darf noch hinzufügen, daß es um einen Rezensenten schlecht bestellt ist, der vom Autounfall der Françoise

Sagan erfährt und danach seine Kritik über ihr Buch ins Positive umwandelt. Verlangt man nicht von einem Kritiker Unbestechlichkeit des Urteils? Gehört nicht dazu, daß er sich weder von einer Verlagsankündigung oder einem Vorwort noch von anderen bereits erschienenen Kritiken beeinflussen läßt, sondern allein von dem, was der Autor des Buches geschrieben hat? Denn dieser steht zu Gericht.

In den Kritiken über die „Moabiter Sonette“ ist es keinem Rezensenten eingefallen, Albrecht Haushofer daraus einen Vorwurf zu machen, daß er monatelang in einem der berüchtigtsten Berliner Gestapo-Gefängnisse festgehalten wurde. Und auch nicht dem Verleger, der die biografischen Daten dieses bewundernswürdigen Mannes auf die Umschlagklappe drucken ließ.

In der Hoffnung, daß Sie nun gerechterweise auch meinen Brief Ihren Lesern vorstellen, verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

Horst Bienek

R.H. Mit dem vorstehend abgedruckten Brief, den wir unseren Lesern gerne zur Kenntnis bringen, beenden wir die kleine Kontroverse, welche durch Horst Bieneks „Traumbuch eines Gefangenen“ ausgelöst wurde. Abschließend wäre jedoch darauf hinzuweisen, daß in zwei Punkten Horst Bienek Vorwürfe zurückweist, die von Wieland Schmied in seinem offenen Brief nicht vorgebracht worden sind:

1. Es war von Wieland Schmied dem Autor durchaus nicht „Betonung des Biographischen“ in seinem Buch vorgeworfen, sondern die These vertreten worden, daß das Interesse an diesem Buch – seitens des Verlages oder der Leserschaft – bedingt sei durch das persönliche Schicksal des Autors, nicht aber durch die literarische Bedeutung der Texte.

2. W. Schmied hatte die Frage aufgeworfen, ob in außerordentlichen Situationen – im Falle Bieneks die russische Gefangenschaft – überhaupt Kunst entstehen könne. W.

Schmied schien dies zweifelhaft zu sein, und die Lektüre des „Traumbuchs eines Gefangenen“ hatte in ihm diesen grundsätzlichen Zweifel nicht beschwichtigt. Mit keinem Wort aber war von Wieland Schmied dem Autor des „Traumbuchs“

zum Vorwurf gemacht worden, daß er Jahre seines Lebens in einem russischen Konzentrationslager verbracht hat. Hier liegt seitens des Autors des diskutierten Buches ein Mißverständnis vor, für das er allein die Verantwortung trägt.

NOTIZEN

GERD GAISER beging am 15. September seinen 50. Geburtstag. – Sein letzter Roman, den der Carl Hanser Verlag, München, in diesem Herbst unter dem Titel „Schlußball“ herausgebracht hat, wird in einem der nächsten Hefte der NDH gewürdigt.

Die Gedichte HANS LODEIZENS wurden von Karl Schwedhelm und Ludwig Kunz übertragen.

ERNST JÜNGERS Text ist dem Tagebuchband „Jahre der Okkupation“ entnommen, der demnächst im Ernst Klett Verlag, Stuttgart, erscheinen wird. Die Tagebucheintragungen dieses Bandes erstrecken sich vom Frühjahr 1945 bis zum Spätherbst 1948, schließen sich also unmittelbar an das Kriegstagebuch an, das unter dem Titel „Strahlungen“ vorgelegt worden ist. Wir werden uns mit dem Werk noch eingehender auseinandersetzen.

ERNESTO GRASSI ist Professor für Philosophie des Humanismus an der Universität München. Von seinen letzten Veröffentlichungen nennen wir: „Die Einheit unseres Wirklichkeitsbildes und die Grenzen der

Einzelwissenschaften“ und „Reisen ohne anzukommen – Südamerikanische Meditationen“. – Im Zusammenhang mit dem in diesem Heft abgedruckten Text Professor Grassis verweisen wir auf die sechsbändige Ausgabe von Casanovas „Memoiren“, welche im vorigen Jahr der Langen/Müller Verlag, München, herausgebracht hat.

PETER HELLER, der als Essayist und Literaturhistoriker hervorgetreten ist, lehrt seit einigen Jahren deutsche Literatur an der Universität von Massachusetts, USA.

Von HERBERT FRITSCHKE veröffentlichten wir zuletzt in Heft 47 den Aufsatz „Weiße und schwarze Magie“.

Der Text von KONRAD WOLFF, den wir in unserem letzten Heft abdruckten, war ein Auszug aus dem Buche „Psychologie und Sittlichkeit“, welches inzwischen im Ernst Klett Verlag, Stuttgart, erschienen ist.

HINWEIS: Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß diesem Heft Prospekte der Verlage Paul List, München, und Ernst Klett, Stuttgart, beiliegen.

Ein Licht scheint in die Finsternis

Ein Weihnachtsbuch, herausgegeben von Rudolf Hagelstange. 312 Seiten.
Mit 31 Zeichnungen von Albrecht Appelhans. Leinen 10.80 DM

Dieses Buch steht unter dem Motto von dem Licht, das in die Finsternis scheint. Es gleicht in seiner Anlage einem Prisma, in dem sich das Licht, das über Bethlehem aufglänzte, vielfältig bricht und vielfarbig widerscheint. Denn es ist ein und dasselbe Licht, das die schönsten europäischen Weihnachtserzählungen einfangen und zurückstrahlen, ob sie nun von einem Stifter oder Timmermans, einem Tolstoi oder Dickens, einem Pagnol oder einer Lagerlöf, ob sie von klassischen oder zeitgenössischen Autoren geschrieben wurden. Aber es ist nicht dieser völkerverbindende Aspekt allein, der dieses von Rudolf Hagelstange zusammengestellte Buch auszeichnet. Licht scheint nicht nur – es wärmt auch, es löst, läßt Keime aufbrechen, bewegt und verändert. Über ihre literarische Qualität hinaus ist darum den in diesem Band versammelten Erzählungen eines vor allem eigen: in ihnen vollzieht sich der Schritt vom Erkennen zum Handeln, aktiviert sich die christliche Liebesidee in mitreißender, oft erschütternder Art. Der Leser vernimmt nicht nur die frohe Botschaft – er sieht auch, wie diese Botschaft den Menschen wandeln kann. Die allen diesen Erzählungen innewohnende leidenschaftliche Spannung macht sie darum auch besonders zum Vorlesen im Familienkreis oder bei Weihnachtsfeiern geeignet. Die Illustrationen ergänzen den Text aufs glücklichste.

Ihr Buchhändler wird Ihnen das Buch gern vorlegen.

R U F E R - V E R L A G · G Ü T E R S L O H

CARL JOACHIM FRIEDRICH

Totalitäre Diktatur

315 Seiten – Leinen 32.— DM

„Man kann die Lektüre dieses Buches vor allem auch der jüngeren Generation nur empfehlen. Denn bei dem – im Gegenteil zu den USA – in der Bundesrepublik noch herrschenden staatsrechtlichen Positivismus sind derartige Bücher für die deutsche Staatswissenschaft eine dringende Notwendigkeit. Vor allem besticht bei dem Buche, daß der Verfasser sich immer um Objektivität bemüht, was man von manchen Vertretern der deutschen politischen Wissenschaft nicht gerade sagen kann.“

Deutsches Verwaltungsblatt

Das Zeitalter des Barock

Kultur und Staaten Europas im 17. Jahrhundert

384 Seiten – 25 Bildtafeln – Leinen 18.80 DM

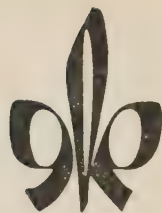
„Die für die europäische Kultur- und Staatenentwicklung entscheidende Epoche des 17. Jahrhunderts schildert Friedrich als eine im politischen, religiösen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Denken ungemein erregte Zeit. Das dynamische Prinzip dieses Jahrhunderts war die Macht, aber man sprach viel von Gerechtigkeit, Freiheit und Kultur. Dabei stieg unaufhaltsam der große Leviathan Staat empor, die dauerhafteste Schöpfung der Barockzeit.“

Bayerisches Sonntagsblatt

KOHLHAMMER · STUTTGART

HERBSTNEUERSCHEINUNGEN 1958

AUS DEM ERNST KLETT VERLAG



Rudolf Borchardt

Übertragungen

Band V der Gesammelten Werke. (ca. 544 Seiten. Leinen 28,50 DM)
Auszug aus dem Inhalt: Altionische Götterlieder / Aischylos, die Perser / Pindarische Gedichte / Platon, Lysis / Tacitus, Deutschland / Die großen Trobadors / Dantes Vita Nova / Hartmann von Aue, Der arme Heinrich / Walter Savage Landor, Imaginäre Unterhaltungen.

Ernst Jünger

Jahre der Okkupation 1945—1948

(1.-16. Tausend 1958. 310 Seiten. Leinen 17,80 DM) Mit diesen Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1945-48, nach 10 Jahren für den Druck freigegeben, legt Ernst Jünger seinen Lesern ein Konzentrat seiner Erlebnisse, Erkenntnisse und Durchblicke vor, das jenseits aller Aktualität als Dokument einer unglaublichen Epoche unserer Geschichte Bestand haben wird.

Edgar Morin

Der Mensch und das Kino

Eine anthropologische Untersuchung. (248 Seiten. Englische Broschur 14,50 DM) Indem Morin die Funktion des Films innerhalb der modernen Gesellschaft und die psychologische Struktur des Filmerlebnisses untersucht, kommt er schließlich zu überraschenden Berührungspunkten mit den Erkenntnissen der Anthropologie und Völkerkunde. Das Kino ist für ihn eine neuartige Offenbarung des Menschen, und zwar des Menschen unserer Zeit, der wieder zum magischen Menschen tendiert und dieselben elementaren Erlebnisse hat wie dieser.

Philipp Wolff-Windegg

Die Gekrönten

Sinn und Sinnbilder des Königtums. (376 Seiten. 12 Tafeln. Leinen 22,50 DM) Wolff-Windegg zeigt in diesem Buch am Beispiel des Königtums, wie die Kräfte, die einer Institution Dauer zu gewähren vermögen, beschaffen sein müssen, und findet sie in archetypischen Vorstellungen, symbolischen Zusammenhängen und der Verpflichtung des Menschen auf ein vom Jenseitigen her bestimmtes Weltbild. Er entwickelt an Hand von Riten, Mythen und Zeremonien zahlreicher Völker verschiedener Kulturkreise und -stufen das Bild des „idealen Königs“, der für sein Volk stellvertretend die „mythische Mitte“ innehat und es dadurch erst als solches konstituiert.

HANS HENNECKE

KRITIK

Gesammelte Essays zur modernen Literatur

304 Seiten. Leinen 13.50 DM

Hans Hennecke nimmt unter den Rezensenten und Essayisten eine Sonderstellung ein. Seine literarkritischen Aufsätze erscheinen in den führenden deutschen Zeitungen und Zeitschriften und bestätigen stets aufs neue den hohen Rang seiner Arbeiten. Viele Literaturfreunde mögen schon bedauert haben, daß ein Großteil seiner treffsicheren Analysen zur „Eintagsunsterblichkeit“ verurteilt war. Ihnen ist der Band KRITIK zuge-dacht.

ANLAGE UND INHALT DES BUCHES: *Statt eines Vorwortes*: Reflexionen über den Essay – Wesen und Aufgabe der Dichtung – Übersetzung im Dienst der Weltliteratur. *Ergriffenes Dasein* | *Beiträge zur modernen Lyrik*: Grundsätzliches zur Kunst des Gedichts – Allen Tate und die dichterische Einbildungskraft – Dichtung als inspirierte Mathematik (Ezra Pound) – Einbildungskraft als Wert (Wallace Stevens) – Schwarze Blume der Romantik (Lautréamont) – Ergriffenes Dasein (Deutsche Lyrik von 1900 bis 1950) – Witterungen, Eindrücke, Bilder (Über Günther Eich und Karl Krolow). *Der Kormopolis unter den Gattungen* | *Zum zeitgenössischen Roman*: Ein Halbbruder des Dichters? – Der vollkommen gemeisterte Satz (Thomas Mann) – Voraussetzungslosigkeit und Überlieferung (Alfred Döblin) – Zwischen Natur und Gnade (Elisabeth Langgässer) – Vergessen und doch unvergänglich (Der Fall Albrecht Schaeffer) – Wonnen und Bitternisse der Muße (Edward Morgan Forster) – Geniale Begabung zur Freude (Edward Estlin Cummings' Prosa-Epos). *Spiegelbilder der Selbsterkenntnis* | *Tagebücher, Briefe und andere Dokumente*: Höchstgesteigerte Intelligenz (Robert Musil) – Unentrinnbarer Zwang zur Selbstbeobachtung (Franz Kafka) – Tausendfaches Glück auf wenig Seiten (Paul Valéry) – Selbstergründung als Bekenntnis und Erzählung (André Gide) – Leben – Liebe – Literatur (Cyril Connolly). *Dichtende Philosophen und philosophierende Dichter*: Ein witziger Puritaner (Das Vermächtnis G. B. Shaws) – Versinnlichung des Abstrakten (Konrad Weiss) – Im Schnittpunkt von Geschichte und Mythos (Hugo von Hofmannsthal) – Zukunftsträchtiges Pathos (Waldo Frank). *Geliebte Liebeserklärungen*: Ein echter Essayist (Charles Du Bos) – Dichtung – Weisheit – Haltung (Zur Mallarmé-Monographie von Kurt Wais) – Gelehrte Liebeserklärungen (Ernst Robert Curtius). *Das Janusantlitz der modernen Literatur*: Möglichkeiten der Dichtung in unserer Zeit. – *Insgesamt 39 Arbeiten des Autors.* – *Ausführliche Rezension auf Seite 649 dieses Heftes.*

Zu beziehen durch Ihren Buchhändler

C. BERTELSMANN VERLAG

Georges Bernanos

Heinrich Böll

Jean Daniélou

Diego Fabbri

Eugen Gerstenmaier

Graham Greene

Friedrich Heer

Günter Jacob

Pedro Lain Entralgo

Gabriel Marcel

Dokumente

François Mauriac

Jean Monnet

**Philosophie
Theologie**

Anders Nygren

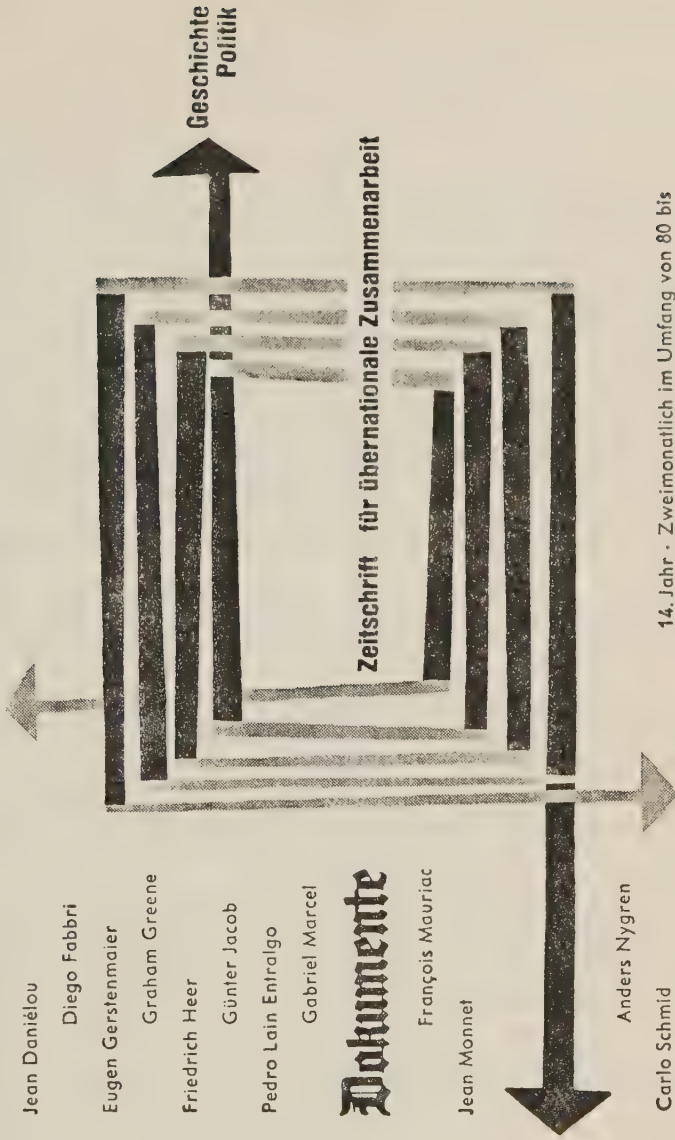
Carlo Schmid

Robert Schuman

Paul-Henri Spaak

**Wirtschaft
Gesellschaft**

**Literatur · Film
Theater · Kunst**



Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit

**Geschichte
Politik**

14. Jahr · Zweimonatlich im Umfang von 80 bis
100 Seiten · Jahresabonnement 12 DM · Ver-
langen Sie ein kostenloses Probeheft · Verlag
der Dokumente, Köln, Worringer Straße 11—13

Suchen Sie nach einer sinnvollen Lebensführung?

Dann finden Sie eine Grundlage dafür in

Zivilisationsbedingte Krankheiten und Todesursachen

Ein medizinisches und politisches Problem

Von Prof. Dr. WERNER KOLLATH

321 Seiten, 39 Abbildungen und 11 Tabellen, Leinen DM 16.80

Kollath stellt fest, daß in der Tat die Lebenserwartung des Menschen im Laufe der Wissenschaftsgeschichte gewaltig angestiegen ist; dabei darf aber nicht übersehen werden, daß Langlebigkeit nicht zugleich ein gesundes Alter bedeutet. Staat und Bürger mußten darauf hinwirken, daß die zivilisationsbedingten Ursachen von Krankheit und Tod erkannt und bekämpft werden. Der Mensch hat seine natürlichen Neigungen, im Wechsel von Arbeit und Ruhe Lebensfreude zu finden, bewahrt. Negativ ist festzustellen, daß das notwendige Verhältnis von Arbeit und Ruhe nicht mehr vorhanden, daß die Ernährung nicht mehr vollwertig ist, Bewegung in frischer Luft und Harmonie mit der Umwelt fehlen. Das temperamentvoll geschriebene Buch wirft eine Fülle wesentlicher Fragen auf und deutet Lösungen an, die für den Politiker ebenso fruchtbar sind wie für den Zeitgenossen, der nach Richtpunkten zu einer sinnvollen Lebensführung sucht.

Dr. Michael Soeder im „Hessischen Rundfunk“

KARL F. HAUG VERLAG · ULM / DONAU

SAMMLUNG DIETERICH Neue Bände 1958

Walther Kranz

GESCHICHTE DER GRIECHISCHEN LITERATUR

Band 42, XX u. 572 Seiten, 9 Abb., Leinen, DM 15.80

Montesquieu

GRÖSSE UND NIEDERGANG ROMS

Mit den Randbemerkungen Friedrichs des Großen; übersetzt und eingeleitet von Lothar Schuckert

XXXIV u. 246 Seiten, 9 Bildtafeln, Leinen, DM 12.80

ITALIENISCHE GEDICHTE AUS NEUN JAHRHUNDERTEN

Zweisprachen-Ausgabe

Herausgegeben und eingeleitet von Horst Rüdiger – *Band 229, 480 Seiten, Leinen, DM 14.80*

FRANZÖSISCHE GEDICHTE AUS SECHS JAHRHUNDERTEN

Zweisprachen-Ausgabe

Ausgewählt und eingeleitet von Fritz Schalk – *XXXVIII u. 442 Seiten, Leinen, DM 13.80*

Lawrence Sterne

TRISTRAM SHANDY

Übertragung und Einführung von Rudolf Kassner – *Band 189, 744 Seiten, Dünndruck, mit einem Porträtstich nach Reynolds, Leinen, DM 17.80*

Maupassant

MEISTERNOVELLEN

Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Sieburg; übersetzt von Arthur und Hedda Moeller van den Bruck und Heinz Kothaus

Band 173, 884 Seiten, Dünndruck, Leinen, DM 15.80, Leder DM 25.80

TSCHESCHISCHE ERZÄHLER

Übertragen und eingeleitet von Rolf Ulbrichs – *Band 197, XXXII u. 444 Seiten, Leinen, DM 14.80*

DEUTSCHE GESCHICHTSPHILOSOPHIE VON LESSING BIS JASPERS

Herausgegeben von Kurt Roßmann – *Band 174, ca. 512 Seiten, Leinen, DM 15.80*

Thielicke-Schrey

CHRISTLICHE DASEINSGESTALTUNG

Äußerungen evangelischer Ethik zu Fragen der Gegenwart. Ausgewählt von Heinz Horst Schrey mit einer Einleitung von Helmut Thielicke – *Band 187 XXXII u. 576 Seiten, Leinen, DM 14.80*

CARL SCHÜNEMANN, BUCHVERLAG BREMEN

110 Jahre

besteht nun schon die Deutsche Verlags-Anstalt. Gleichzeitig mit diesem Jubiläum darf sie die Wiedererrichtung ihres im Krieg zerstörten Verlagshauses feiern. Neubau auf altem Grund – das ist die Aufgabe, die dem Verlag auch für seine Arbeit gestellt ist.

Die DVA war von Anfang an ein Verlag, der immer direkt auf der Spur der Gegenwart blieb, aus ihr seine Impulse empfang und wieder auf sie zurückwirkte. Mit Zeitschriften zunächst, dann mit Büchern, die aus dem Umkreis dieser Zeitschriften erwuchsen: Publikationen historisch-politischen Charakters, Werke der zeitgenössischen Dichtung aus dem In- und Ausland, geisteswissenschaftliche Bücher, die über den Kreis der Fachleute hinausdrangen. Unmittelbar vor der Zäsur des zweiten Weltkrieges war dies der Verlag der deutschen Dichter Ina Seidel, Börries Freiherr von Münchhausen, Waldemar Bonsels, Henry Benrath, Otto Rombach, Jochen Klepper, der Verlag der großen Ausländer André Gide, Charles Morgan, Lin Yutang, Tania Blixen; dazu kamen bedeutende historische Werke, grundlegende Ländermonographien, Memoiren, Biographien und Briefbände. Die DVA war auch der Verlag, der Ortega y Gasset's Werk nicht nur den Deutschen nahebrachte, sondern es eigentlich für die ganze Welt entdeckte.

Dieses Erbe ist auch über die Erschütterung des zweiten Weltkrieges lebendig geblieben. Es war das Fundament, auf dem im Geist und mit den Mitteln unserer Zeit weitergebaut werden konnte.

Auf allen Gebieten kam in den Jahren seit dem Krieg Neues hinzu. So die erzählenden Werke „Ich zähmte die Wölfin“ von Marguerite Yourcenar und „Das unverwesliche Erbe“ von Ina Seidel oder die Tagebücher von André Gide, die Lebenserinnerungen von Ludwig Curtius, die Goerdeler-Biographie von Gerhard Ritter, das große Tagebuch von Jochen Klepper und das „Napoleon“-Buch von Friedrich Sieburg. Diese wenigen Titel stehen nur für viele andere.

Neu waren auch die Zeitschriften Merkur, Außenpolitik, Osteuropa und Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. Alle diese Zeitschriften sind mit dem Verlagsschaffen auf das engste verknüpft. Vor allem der Merkur, jene Zeitschrift für europäisches Denken, die das beste literarische und geistige Wort der Zeit sammelt, die sich um eine ständig wiederholte Auslese nicht des weltläufig Interessanten, sondern des geistig Entscheidenden und Beispielhaften bemüht, faßt die Grundzüge des Verlags wie in einem Brennglas zusammen. Hier wird am deutlichsten sichtbar, welche Aufgabe sich der Verlag gestellt hat: Fülle und Tiefe zu vereinen und im Gegenwärtigen das Bleibende zu suchen.

Anläßlich der Wiedererrichtung unseres Verlagshauses erscheint ein Almanach „Im 110. Jahr“ im Umfang von 320 Seiten und mit zahlreichen Abbildungen zum Preis von 3,60 DM.

deutsche verlags-anstalt stuttgart

SICH ZEIT NEHMEN FÜR - ECKART-BÜCHER

NEUERSCHEINUNGEN

Der neue Roman - Briefe -
Erzählendes

Kurt Ihlenfeld **Der Kandidat**
Roman, ca. 250 Seiten, Gln., 12.40 DM

Theodor Fontane **Leicht zu leben
ohne Leichtsin**
Briefe, 248 Seiten, Gln., 12.— DM

Randi Henriksen
Sternenglanz in der Pfütze
Skizzen vom Dasein an der Grenze zwischen
Himmel und Erde - 50 Seiten, Gln., 3.50 DM
- Eckart-Kreis-Reihe Bd. 17

Heinz Joachim Kieler
Auch in der Hölle ist Liebe
2. bearbeitete Auflage des Rußland-Tage-
buches „Noch ist es Tag“ - 80 Seiten, Gln.,
3.50 DM - Eckart-Kreis-Reihe Bd. 18

DER SIEBENSTERN
Einmalige, ungekürzte,
verbilligte Sonderausgaben

Kurt Ihlenfeld **Kommt wieder
Menschenkinder**
Roman, 680 Seiten, Gln., 9.80 DM

Kurt Ihlenfeld **Wintergewitter**
Roman, 824 Seiten, Gln., 9.80 DM
Berliner Literaturpreis

Focko Lüpsen **Palästina**
136 Seiten mit 128 meist ganzseitigen Fotos,
Gln., mit Schutzumschlag, 9.80 DM - Das
schönste Palästina-Buch seit 30 Jahren

Iwan Schmeljow
Die Straße der Freude
Ein Roman aus dem alten Rußland
240 Seiten, Gln., 6.80 DM

ECKART-KREIS
Die preiswerten Ganzleinen-
geschenkbändchen

Jochen Klepper, Kyrie - Waldemar Augustiny,
Der Glanz Gottes - Jochen Klepper, Der König
und die Stillen im Lande - Harald von Koenigs-
wald, Uns ruft ein Licht - Kurt Ihlenfeld, Rosa
und der General - Harald von Koenigswald, Die
helle Stunde
(Jeder Band ca. 80-100 Seiten, Gln., 3.50 DM)

ECKART
Eine Zeitschrift von inter-
nationalem Ansehen

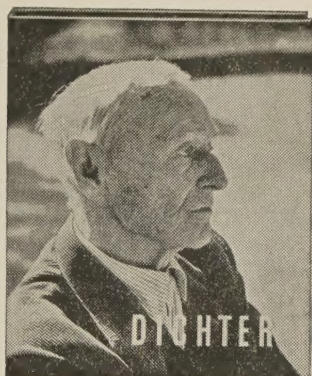
Die von Heinz Flügel herausgegebene Viertel-
jahreszeitschrift „gehört zu den besten deut-
schen Zeitschriften, die zur Zeit in Deutsch-
land erscheinen“ (Sendegruppe Rot-Weiß-Rot)
Einzelheft 2.85 DM; Halbjahresabonnement 5.— DM
zuzüglich Postzustellgebühren

Bitte verlangen Sie Probenummern unserer Zeitschrift und unsere ausführlichen Prospekte

ECKART-VERLAG WITTEN UND BERLIN

DICHTER - Autoren der Gegenwart

Ein Bildband mit Texten von Günther Steinbrinker



120 Seiten, davon 24 Seiten Text, 96 schwarz-weiße Kunstdrucktafeln mit 177 Fotos und Zwischentexten. 9,80 DM

Da es sich bei dieser Sammlung um eine Galerie solcher Fotos handelt, die strengsten Auswahlkriterien standhalten, können es noch so geschickte Suggestivformeln nicht aufnehmen mit der nüchternen Information: Henri Cartier-Bresson, Yousuf Karsh und Ernst Haas - also drei der „zehn größten Fotografen der Welt“ (Popular Photography) - steuerten Bilder bei.

Der Kritiker der *Stuttgarter Zeitung* schrieb über diesen neuen Bildband: „In dem Band ‚DICHTER, Autoren der Gegenwart‘ hat

Günther Steinbrinker, zusammen mit Dieter Struß, findig und verständnisinnig aus allen Erdteilen über 150 Dichterporträts zusammengestellt und aneinandergereiht, erhellende Vorwortsätze und Begleitsätze, haftende Zitate, Aphorismen, Dialogsätze beigegeben. Der vertrackten Vieldeutigkeit des Wortes ‚Dichter‘ und durchaus der Tatsache bewußt, daß die ‚auf Dichter‘ Geschminkten meist keine sind, haben die Herausgeber den Ärger, den jede Auswahl erregt - weil die einen fehlen, die anderen fehlen sollten -, stark reduziert. In dieser Bildergalerie herrscht keine würdevolle Langeweile; diese Gefahr ist durch eine Menge eigenwilliger Momentsichten beseitigt. So ziehen die Erscheinungsbilder der Traditionsnahen, der Experimentatoren und Artisten, der Ironiker und der Idylliker vorüber, und wenn es bei solchen Einblicken in die Wirklichkeit heutiger Weltliteratur manchmal Überraschungen, ja zerstörte Illusionen gibt, dürfte das den Fotografen und Anthologen eher willkommen als leid sein.“

Und in einer Rezension des *Telegraf* heißt es: „In unserer bildungshungrigen Zeit bedarf das Wort sehr oft der optischen Unterstützung, um wirksam zu werden. Der Weg zur Dichtung jedoch führt allein über das Wort. Dennoch ist es sinnvoll, dem Leser das Gesicht des Dichters zu zeigen. Der Bertelsmann Verlag brachte den bemerkenswerten Band „Dichter“ heraus.

Günther Steinbrinker kommentierte den schönen Bildband mit sorgfältig ausgewählten Zitaten und charakterisierenden Bemerkungen. Hier wird das Gesicht des geistigen Menschen unserer Zeit sichtbar, in der sprechenden Geste oder im kunstvollen Porträt. Ein Buch, auf das sich jeder Literaturfreund stürzen wird.“

Zu beziehen durch Ihren Buchhändler

C. BERTELSMANN VERLAG

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND



In der Bundesrepublik

und in 82 Ländern der Erde